



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Alter(n) als Kulturaufgabe

Verfasserin

Andrea Karoline Schaffer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im September 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 296

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Philosophie

Betreuer:

Mag. Dr. Alfred Dunshirn

Ich danke meinem Betreuer Mag. Dr. Alfred Dunshirn für seine Hilfsbereitschaft.

Ich danke den Bewohnern des Geriatriezentrum Donaustadt für schöne Stunden, Erfahrungen und Herausforderungen, dafür dass sie in mir das Interesse geweckt haben, mich mit dem Thema „Altern“ auseinanderzusetzen und dem Leben mit größerer Wertschätzung zu begegnen.

Und ich danke vor allem Georg für sein Interesse und Wissen, seine aufbauenden Worte, seine liebevolle Unterstützung und sein Verständnis.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	5
2. Alterslob – Altersklage	10
2. 1. Vorzüge des Alters	12
2. 1. 1. Platon: Alter als soziale Repräsentation	13
2. 1. 2. Cicero: Alter als geistige Bereicherung	15
2. 1. 3. Kritik an Platon und Cicero	20
2. 1. 4. Verlust der sinnlichen Begierde – Befreiung oder Beschneidung?	27
2. 2. Das beklagenswerte Alter	30
2. 2. 1. Aristoteles: Alter als Defizit	30
2. 2. 2. Alter als Phase des Niedergangs	34
2. 2. 3. Das todbringende Alter	39
2. 2. 4. Der Tod als die Grundbedingung des Lebens	42
3. Diskursanalyse – warum und wie wird über das Alter(n) geredet?	52
3. 1. Tabuthema Alter	52
3. 2. Alter als soziale Konstruktion	54
3. 3. Altersdiskurse als Ordnungskonzepte	58
3. 3. 1. Alterslob	60
3. 3. 2. Alterstrost	61
3. 3. 3. Altersschelte.....	62
3. 3. 4. Altersklage	63
4. Die gegenwärtige Rede über das Alter(n)	65
4. 1. Jugend statt Alter	67

4. 2. Ruhestand als Alterstrost?	71
4. 3. Alter als gesellschaftliches Problem	75
4. 3. 1. Alterspolitik als Kulturaufgabe	82
4. 3. 2. Der ambivalente Charakter des Alters und dessen Bedeutung für das Individuum	87
5. Schlusswort	97
6. Literatur	101
7. Anhang	106
7. 1. Abstract	106
7. 2. Lebenslauf	107

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit setzt sich mit dem Phänomen des Alter(n)s auseinander. Vor allem stellt sich die Frage, ob die im Folgenden untersuchten Aussagen über das Alter dasselbe tatsächlich zu fassen vermögen. Zunächst ist festzuhalten, dass sich die Betrachtungen des Alters über weite Strecken widersprüchlich gegenüber stehen und sich entweder in der Form der Klage oder des Lobes präsentieren. Simone de Beauvoir analysiert in ihrem Essay „Das Alter“ unter anderem die ethnologischen Gegebenheiten und die historische Entwicklung in Bezug auf den alten Menschen. Die Geringschätzung und die Achtung des Alters stehen seit jeher nebeneinander. Sie stellt fest, dass die Bewertung der Alternden unterschiedlich ausfällt, da diese Urteile von den Wertmaßstäben einer Gesellschaft abhängen. Andererseits ruft das Alter aber immer wieder ähnliche Reaktionen hervor, da es sich um eine „transhistorische Tatsache“ (2008, 117) handelt, worunter Beauvoir die biologische Sicht des Alterns versteht, die als Verfall gedeutet wird.

Im ersten Kapitel dieser Untersuchung wird die Wurzel des polarisierenden Altersdiskurses betrachtet, die in der Antike zu finden ist. In der Enzyklopädie der Antike „Der neue Pauly“ heißt es: „Das A[lter] als eine Phase menschlichen Lebens hat in der Ant[ike] großes Interesse gefunden; die Ansichten darüber sind jedoch vielfältig.“ (1996, *Alter*) Vor allem zeigt sich ein Unterschied zwischen den Griechen und den Römern: „Während im klass[ischen] und hell[enistischen] Griechenland die gesellschaftliche Einschätzung des Alters von scharfen Gegensätzen geprägt ist, besitzt das Alter in der röm[ischen] Gesellschaft hohe Wertschätzung, die auf der starken gesellschaftlichen und polit[ischen] Stellung des Vaters beruht [...]“ (ebd.). Die gegensätzliche Meinung der Griechen wird in Zusammenhang mit Platon und Aristoteles widerspiegelt, während Cicero als Vertreter der römischen Ideologie zur Sprache kommen wird. Ungewöhnlich ist vor allem das große Interesse an diesem Thema und so heißt es an einer weiteren Stelle: „Der auffallend intensiven Beschäftigung mit dem Alter steht in der Ant[ike] das geringe Interesse an Kindheit und Jugend gegenüber, was zweifellos auch durch die anders als heute gewichtete Lebenserwartung in den einzelnen Altersphasen bedingt ist.“ (ebd.)

Mit Hilfe Platons und Ciceros, die die Vorzüge des Alters preisen, wird das Alterslob dargestellt. Ein Hauptargument der beiden ist die Befreiung von der sinnlichen Begierde, wodurch sich der Mensch nun endlich ganz der Vernunft hinwenden kann. Daher findet Platon im greisen Menschen den idealen Philosophen, der sein Leben maßvoll zu führen versteht. Allerdings ist das hohe Alter abhängig vom Charakter des Menschen,

weil dieser das Alter als erträgliche Lebensphase mitbestimmt. In Ciceros Schrift „De senectute“ wird ähnlich argumentiert. Ciceros Lobrede ist zusätzlich ein Versuch, die Sorgen der alternden Menschen zu lindern. Er gibt ihnen Hoffnung, indem er die Anklagepunkte gegen das Alter überprüft und widerlegt.

Ebenso entscheidend für die vorliegende Arbeit ist auch die Kritik am Alterslob. Mit Gottfried Benn wird zum Beispiel das Altern der Künstler veranschaulicht. Der achtundsechzigjährige Dichter verweist in dem Vortrag „Altern als Problem für Künstler“ auf Vor- und Nachteile des Alterns in Bezug auf den künstlerischen Schaffensprozess im hohen Alter. Dabei zeigt sich, dass sich die Folgen des Älterwerdens hinderlich auf die Phantasie auswirken können. Ein weiterer Kritikpunkt findet sich bei Simon de Beauvoir, die vor allem in Frage stellt, dass der Verlust der sinnlichen Begierde ein Gewinn sein sollte.

Aristoteles steht in der Tradition der Altersklage. Er stellt in seiner Schrift „Rhetorik“ – denn derjenige, der die Kunst der Rede beherrschen will, muss über seine Zuhörer Bescheid wissen – die impulsive, mutige, launische, jähzornige, ehrgeizige und siegeshungrige Jugend den Alten, die von schlechten Erfahrungen und Enttäuschungen des Lebens geprägt, bössartig, misstrauisch, neidisch, egoistisch und kleinmütig sind, gegenüber. In weiteren Unterkapiteln wird gezeigt, dass sich die Altersklage hauptsächlich auf den körperlichen Niedergang und die Endgültigkeit der Situation der alternden Menschen bezieht. Beispielsweise bedauert Euripides, dass die Freuden des Lebens und die Jugendlichkeit dahin sind. Statt der Welt und dem Leben steht nun der Tod in das menschliche Leben herein und nimmt dem Menschen seine Pläne und Ziele. Andererseits – so Heidegger – ist der Tod nicht als Ende zu verstehen, sondern als Grenze, die überhaupt erst Möglichkeiten eröffnet. Nur weil der Mensch endlich ist, kann er sich selbst entwerfen und seinem Leben einen Sinn geben.

Im Sinne dieser Arbeit wird mit Gerd Göckenjan, der in seinem Werk „Das Alter würdigen“ den Altersdiskurs analysiert, darauf aufmerksam gemacht, dass das polarisierende Konzept Alter nicht Alterswirklichkeit, sondern Deutungskonzept ist. Das zweite Kapitel setzt sich also mit dieser Diskursanalyse Göckenjans auseinander. Er erklärt, dass der Altersdiskurs nicht deskriptiv, sondern normativ ist. Es wird nicht das Phänomen an sich thematisiert, sondern es werden Verpflichtungen und Erwartungen an das Verhalten der alternden Menschen formuliert, um das soziale Leben zu regeln. Altersdiskurse sind Ordnungskonzepte, die sich an alte wie an junge Menschen wenden. Mit dem Vergleich von Alterslob und Altersklage ist erst ein Anfang der Analyse gemacht.

Göckenjan unterscheidet vier unterschiedliche Diskurstypen: Alterslob, Altersschelte, Altersklage und Alterstrost. Sie alle zielen auf die richtige Ordnung des Lebens ab. Dabei zeigt sich, dass sogar die gegensätzlichen Diskurse von Platon und Aristoteles dieselben Ziele verfolgen – nur eben mit unterschiedlichen Mitteln. Beide zeichnen ein Bild des idealen Lebens und des tugendhaften Menschen. Während aber Platon die Altersbilder als Beispiele und Vorbildfunktionen verwendet, setzt sie Aristoteles als Polarisierungsmittel ein. Mit Göckenjan soll sichtbar gemacht werden, dass Alter nicht nur ein biologisches Phänomen, sondern auch gesellschaftliche Konstruktion ist. Der Blick von Außen zwingt dem Alternden seine Rolle auf und schreibt ihm vor, wie er sich zu verhalten hat. Wird das Phänomen des Alter(n)s erläutert, darf dieser Aspekt in den Betrachtungen auf keinen Fall außer Acht gelassen werden.

Im dritten Kapitel der vorliegenden Arbeit wird die gegenwärtige Rede über das Alter genauer beleuchtet. Langlebigkeit und eine entsprechend ausgedehnte Lebensphase, in der der Mensch von der Erwerbstätigkeit befreit ist, auch der allgemeine Fortschritt und eine auf Modernität ausgerichtete Gesellschaft – all diese Aspekte werfen gegenwärtig ein neues Licht auf das Alter. Heute ist der Altersdiskurs vor allem von der Forderung nach Jugendlichkeit und dem Ruhestand geprägt. Jugendlichkeit wird hier als Qualität verstanden, die nicht an einer Altersgruppe festzumachen ist. Jugend symbolisiert Lebendigkeit, dessen Gegenteil das Alte als der Stillstand darstellt. Beide können in jedem Lebensalter auftreten. Der Ruhestand wird mit Freizeit gleichgesetzt und verpflichtet geradezu zu entsprechenden Aktivitäten. In Anbetracht der anwachsenden Großgruppe der alternden Bevölkerung werden sich die Verpflichtungen ändern müssen. Mit dem renommierten Sozialgerontologen Leopold Rosenmayr wird aufgezeigt, dass der Gesellschaft eine Alterskultur fehlt. Seine Forderungen, die einerseits das Individuum und andererseits die Gesellschaft betreffen, sind den frühen Versuchen der antiken Philosophen, das Leben zu regeln, über weite Strecken verwandt. Er fordert eine Auflockerung des bisher linear aufgeteilten Lebenslaufs. Lernen, Arbeiten und Ruhen soll sich nun nicht mehr auf die Lebensphasen Jugend, Erwachsenenalter und das hohe Alter beschränken, sondern den Lebensphasen entsprechend ausgewogen verteilt werden. Dazu muss auch der alternde Mensch flexibel und offen für Neues bleiben. Er wird auch weiterhin soziale Aufgaben übernehmen müssen und dies zu gewährleisten ist die Aufgabe des Staates.

In diesem Zusammenhang erscheint es mir entscheidend, die Ambivalenz aufzuzeigen, die sich mit dem Anspruch auf Veränderungsfähigkeit für den alternden

Menschen ergibt. Die daraus resultierenden Schwierigkeiten werden im Laufe der gesamten Arbeit aus den verschiedensten Blickwinkeln betrachtet und im letzten Unterkapitel noch einmal zusammengefasst dargestellt. Vor allem werden die Gedanken Beauvoirs, aber auch Jean Améry's die Arbeit durchziehen. Améry erklärt, dass er es mit etwas zu tun hat, „dessen Unauffindbarkeit der analytischen Vernunft von vorneherein einsichtig war.“ (1977, 9) Deshalb wählt er die „Methode der Introspektion“ (ebd.) und schiebt unter dem Pseudonym A immer wieder Erfahrungsberichte ein. Er muss die Hoffnung auf Wissenschaftlichkeit bald aufgeben und wendet sich bewusst von den Zielen der Objektivität ab. Améry war 55 Jahre alt, als er seine Essays „Über das Altern“ schrieb. Im Vorwort der vierten Auflage (neun Jahre nach der Erstveröffentlichung) erinnert sich Améry an einen Kritiker, der ihm vorwarf, dass er viel zu jung wäre, um etwas vom Altern zu verstehen. Tatsächlich musste Améry Folgendes feststellen: „Es war alles um eine Spur schlimmer als ich es voraussah [...]“ (ebd., 12) Nur ein Jahr später wählte er den Freitod. Auch in Anbetracht der Tatsache, dass Améry bereits mit 65 Jahren das Alter als unerträglich empfand, zeigt sich die Schwierigkeit, dieses Phänomen einzufangen. Wann beginnt das Alter(n)? Wann ist der Mensch alt? Silvia Bovenschen, Literaturwissenschaftlerin und Autorin, fragt sich in ihren Notizen, die sie „Älter werden“ nennt: „Warum glaube ich an meine besondere Zuständigkeit für dieses Thema? Weil ich alt bin. 60!“ (2010, 22) Sie stellt fest, dass ab der Mitte des Lebens das Alter(n) an sich in neuartiger Weise im Bewusstsein steht.

Entscheidend sind die Hinweise Améry's und Beauvoirs, die in diesen Zusammenhängen die Rolle der Gesellschaft sichtbar werden lassen. Vor allem Beauvoir versucht aufzuzeigen, dass die Gesellschaft einen wesentlichen Beitrag zum Schicksal des alternden Menschen liefert. Sie formuliert diesen Aspekt sehr radikal:

Er [der alternde Mensch] ist dazu verurteilt, in Einsamkeit und Langeweile dahinzuvegetieren, ein purer Nichtsnutz. Dass ein Mensch während der letzten 15 oder 20 Jahre seines Lebens nur noch Ausschuss ist, offenbart das Scheitern unserer Zivilisation. Dieser Sachverhalt würde uns die Kehle zusammenschnüren, wenn wir die Alten als Menschen, die ein Leben als Mensch hinter sich haben, ansähen und nicht als wandelnde Leichname. (2008, 11-12)

Norberto Bobbio, der als 88-jähriger in seinem autobiographischen Werk „Vom Alter- De senectute“ seine ganz persönlichen Erfahrungen niederschreibt, darf im Zuge der vorliegenden Einleitung nicht unerwähnt bleiben. Ganz entgegen des Lobes Ciceros auf das Alter, hält Bobbio in seiner gleichnamigen Schrift fest: „Die Welt des alten Menschen [...] ist eine Welt, in der die Gefühle schwerer wiegen als die Gedanken.“ (1997, 94)

Jean Améry, Simone de Beauvoir und Norberto Bobbio stehen allesamt in der Tradition der Altersklage. Sie zeigen den Wandel auf, den der Mensch in der letzten Lebensphase erfährt. Der Körper verändert sich und wird dem Alternden fremd. Die Schranken der Zeit hindern den alternden Menschen sich weiterhin neu zu entwerfen und die Gesellschaft degradiert ihn zum Objekt. Diese Überlegungen werden die vorliegende Arbeit als Grundelemente in Bezug auf die Frage nach dem Alter(n) durchziehen.

2. Alterslob – Altersklage

Die Wertschätzung des Alters als Lebensalter pendelt zwischen Achtung einerseits – sie ist ein Vorrecht der Alten, das aus Erfahrung und erbrachter Leistung resultiert, und Geringachtung andererseits – das Alter bedeutet eine Leistungsminderung der geistigen und körperlichen Kräfte. (Niederkorn-Bruck 2009, 60)

Die Bewertung des Alters, die den Umgang mit alternden Menschen in einer Gesellschaft beeinflusst, war zu keiner Zeit eindeutig. Simone de Beauvoir versucht in ihrem Buch „Das Alter“ unter anderem ethnologische Gegebenheiten des Alters aufzuzeigen. Die von ihr beschriebenen Naturvölker haben dem alten Menschen gegenüber gänzlich unterschiedliche Haltungen. Insgesamt lassen sich die Differenzen auf die Gegensätze von Altentötung und Altenverehrung reduzieren. Der alte Mensch, der durch das Alter unproduktiv geworden ist, stellt eine Last dar. Vor allem nomadische Völker ließen alte Menschen, die die Wanderung behinderten, zurück oder töteten sie. Überwiegend in Kulturen, die kaum eine kulturelle und religiöse Tradition haben, ist ein Mensch, der nicht mehr arbeitet, ein „unnützer Esser“ (Beauvoir 2008, 50), ein „ausgedienter Gegenstand“ (ebd., 59) und „verabscheuungswürdig“ (ebd., 55). Er wurde geschlagen, aus der Familie verjagt oder aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Erwirbt sich der alternde Mensch jedoch Fähigkeiten, die ihn zu einem nützlichen Mitglied der Gemeinde machen, wird er verehrt. Nutzbringend ist der alternde Mensch zum Beispiel bei Völkern, die dem Alter einen heiligen Charakter zuschreiben. Der Greis wird dann wegen seiner Zauberkräfte verehrt, wegen der er auch zugleich gefürchtet wird. Die magische Macht wächst mit zunehmendem Alter. Der alte Mensch kommt dem Totenreich immer näher und wird zum Mittler zwischen Diesseits und Jenseits. Eine weitere vorteilhafte Funktion, die dem alten Menschen zukommt, ist die mündliche Überlieferung. Durch hohes Alter wird der Mensch zum „Träger des Wissens“ (ebd., 55) und somit nutzbringend für die Gemeinde. „Vor allem achtet man die Alten deshalb, weil sie es sind, die die Traditionen weitergeben; ihr Gedächtnis, durch das die alten Mythen weiterleben, verleiht ihnen hohes Ansehen.“ (ebd., 91) Erfahrung, Weisheit und übernatürliche Mächte können dem alten Menschen demnach Wertschätzung zukommen lassen (vgl. ebd., 50-91).

Es kommt also nicht ausschließlich auf die Lebensumstände an, ob eine Gemeinschaft das Alter verehrt oder verachtet. Es sind vor allem unterschiedliche Wertmaßstäbe, die dem Alter Anerkennung verschaffen oder dieses gering schätzen. Zusammenfassend schreibt Beauvoir: „Nicht so wichtig ist die Rolle der Alten bei Völkern, die so fortgeschritten sind, dass sie nicht mehr an Magie glauben und der

mündlichen Überlieferung wenig Bedeutung beimessen.“ (ebd., 92) Folglich können der Greis und sein Wissen nur von Nutzen sein, wenn die Gemeinschaft darin einen Wert erkennt. Auch die Liebe und Bindung zwischen Eltern und Kindern ergibt einen gewichtigen Einfluss auf den Umgang mit den Greisen in einem Volk. Je stärker die gegenseitige Liebe ist, umso eher werden sich die Kinder später aufopfernd um ihre Eltern kümmern. Dies ist beispielsweise bei den Aleuten der Fall, einem Volk, das Besitztümern eine geringe Bedeutung zuschreibt. An Stelle materieller Interessen tritt die Fürsorge für ihre Kinder, denen sie das Beste davon geben, was ihnen zur Verfügung steht (vgl. ebd., 76-77). Daraus schließt Simone de Beauvoir, „dass der alte Mensch sich seine Stellung nie selber schafft, sondern dass sie ihm aufgezwungen wird.“ (ebd., 109) „Im Allgemeinen handelt es sich um eine Wahl, die die Gesellschaft trifft und die von verschiedenen Umständen beeinflusst werden kann.“ (ebd., 101) Somit ist für Beauvoir die Frage nach einem natürlichen Alter sinnlos. Jede menschliche Gemeinde besitzt Kultur und beeinflusst somit das Schicksal des alten Menschen (vgl. ebd., 48).

Es ist ein großer Unterschied für einen alten Menschen, ob er als lästige Bürde angesehen oder in eine Gemeinschaft integriert wird, deren Mitglieder sich entschieden haben, bis zu einem gewissen Grad ihre Besitztümer zu opfern, um sein Alter zu sichern. Dabei spielt nicht nur seine materielle Situation eine Rolle, sondern auch der Wert, den man ihm beimisst: Er kann gut behandelt und verachtet werden oder gut behandelt und geehrt oder gefürchtet sein. Dieser Status hängt von den Zielen ab, die sich die Gemeinschaft setzt. [...] Wenn eine Gruppe nichts weiter will als von einem Tag zum andern leben, dann ist es ein Verfall, wenn man ein nutzloser Mund wird. (ebd., 110)

Gerd Göckenjan erwähnt in seinem Buch „Das Alter würdigen“ eine Theorie kulturgeschichtlicher Stufenentwicklung der Alterswürdigung. In Hinblick auf einen sozialen Fortschritt wird immer wieder mit diesem Gedanken argumentiert. Die Theorie geht davon aus, dass sich die Achtung, die dem Alter entgegengebracht wird, fortschreitend entwickelt. Die unzivilisierteste Stufe kennt noch den Altenmord, während die mittlere Stufe die alten Menschen verehrt, weil sie das nur mündlich weitervermittelbare Wissen besitzen. Schonung bringt die letzte und gegenwärtige Stufe der alternden Bevölkerung entgegen (vgl. 2000, 161).

Wird ein Blick auf die Geschichte geworfen (wie es auch Beauvoir in ihrem Essay „Das Alter“ macht), so muss der Annahme einer historischen Entwicklung widersprochen werden. Immer stehen Altersverehrung und Altersverachtung nebeneinander. Auch wenn die heutige Gesellschaft – zumindest der westlichen Welt – den alternden Menschen nicht verstößt oder gar tötet, ihn stattdessen von Arbeit befreit und schont, bedeutet das nicht, dass sich die Würdigung, die wir ihm entgegenbringen, sondern nur unser Umgang mit

ihm verändert hat. Beauvoir schreibt dazu sehr direkt: „Ein heuchlerischer Anstand verbietet es der kapitalistischen Gesellschaft, sich ihrer ‚unnützen Münder‘ zu entledigen.“ (2008, 311)

Der ambivalente Charakter der Alterswürde, der sich durch die gesamte Geschichte verfolgen lässt, findet sich bereits in der Antike. Die Gedanken von Platon und Aristoteles, die sich zum Thema Alter sehr gegensätzlich äußern, bilden die Anfänge in einer langen Reihe, die das Alter entweder positiv oder negativ bewerten. Konrad Liessmann schreibt dazu in seinem Aufsatz „Schandmaulkompetenz. Eine kleine Philosophie des Alters“:

In der Philosophie gibt es – und diese Tradition reicht von Aristoteles über Michel de Montaigne bis zu Jean Améry, Simone de Beauvoir und Norbert Bobbio – vorerst einmal die grundsätzliche Klage über das Alter. [...] Es gibt aber auch einen anderen Zugang zum Alter. Es gibt seit Platon und vor allem seit Ciceros Schrift *De senectute* auch eine philosophische Tradition, welche die Vorzüge des Alters preist und begrüßt. (2009, 20-21)

Da in der Antike die Wurzel dieses Diskurses zu finden ist, werden in den nächsten beiden Unterkapiteln zunächst die positiven, danach die negativen Aspekte des Alters, wie sie die antiken Philosophen beschrieben haben, vorgestellt.

2. 1. Vorzüge des Alters

Gerd Göckenjan schreibt: „Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Altersklage vordringliche Bedeutung hat.“ (2000, 10) Und obwohl an dieser Stelle zunächst positive Aussagen über das Alter betrachtet werden, ist es kaum möglich, an den Äußerungen über schmerzliche Erfahrungen des Alters vorbeizukommen. Zuerst wird ein Blick auf den für die europäische Geistesgeschichte so bedeutenden Homer geworfen. In der berühmten Szene des Wiedersehens von Odysseus und seinem greisen Vater, trifft ihn der Held „im trefflich geordneten Garten,/ wie er Stauden hackte; [...] vom Alter zermüht und von großem Kummer bedrückt [...]“ (Odyssee XXIV, 226-233). Odysseus spricht zu ihm:

Doch etwas anderes will ich dir sagen – du werde nicht zornig;
Du selbst genießt keine gute Pflege, sondern das hohe
Alter bedrängt dich, du bist schrecklich schmutzig und schäbig gekleidet.
Sicherlich nicht, weil du faul bist, läßt dich dein Herr ohne Pflege,
und nichts Knechtisches zeigt sich an dir, wenn man dich so ansieht,
weder an Aussehen noch Größe; denn du siehst aus wie ein König;
einem solchen wie dir stünd’ es zu, nach dem Bad und der Mahlzeit
weich gebettet zu schlafen: denn dies ist das Vorrecht der Alten. (ebd., 248-255).

Homers Aussage zeigt bereits die Widersprüchlichkeit des Alterns. Eigentlich sollte dem Alter Achtung zukommen, indem der alte Mann mit körperlicher Pflege, Speise und Ruhe umsorgt wird. Stattdessen lebt der Greis ohne Unterstützung und muss seinen Lebensunterhalt immer noch selbst bestreiten. Weinend und in zerschlissener Kleidung findet ihn Odysseus vor. Die Forderung, dass dem Alter Ehre entgegengebracht werden sollte, entspringt der Verknüpfung von Alter mit Weisheit. Dies wird auch an einem anderen Beispiel in Homers „Ilias“ deutlich. Bei der Versammlungsszene im ersten Gesang geraten Achill und Agamemnon in Streit. Nestor, der greise Herrscher von Pylos, spricht zu den beiden, um zu schlichten. Nestor wird wie folgt dargestellt: „ein gewandter redner/ dem die worte so süß wie honig über seine lippen flossen/ mit der weisheit eines, der zwei generationen älter war [...] schon deshalb hatte er für alle stets nur das beste im sinn [...]“ (Ilias I, 249-253).

2. 1. 1. Platon: Alter als soziale Repräsentation

Das Rechte – nämlich das Glück aller Menschen – im Sinn zu haben, wird auch in Platons „Politeia“ als Stärke des Alters markiert. Deshalb müssen die Herrscher in seinem idealen Staat über fünfzig Jahre alt sein, weil der Mensch erst dann in der Lage ist, die Wahrheit zu erkennen und nicht eigennützig, sondern für das Gemeinwohl zu handeln. Dabei ist nicht das Alter an sich ausschlaggebend, sondern jahrelange und intensive Vorbereitung und Erziehung. Die Früchte dieser Erziehung und eines materiell bedürfnislosen Lebens werden erst mit der Reife eines Fünfzigjährigen sichtbar.

Wer schon älter ist, wird [...] eher den Menschen nachahmen, der durch die Dialektik die Wahrheit sucht, als jenen andern, der des Vergnügens halber scherzt und widerspricht; er wird für seine Person maßvoller sein und sein Studium, statt in Verruf, zu Ehren bringen. (rep. 539c)

Noch eindeutiger ist das Lob des Alters im ersten Buch der „Politeia“ in einem Gespräch zwischen Sokrates und Kephalos zu finden. Kephalos bittet „gealtert [...], mit einem Kranz im Haar, auf einem Polsterstuhl“ (rep. 328b-c) sitzend, Sokrates um Unterhaltung. „Je mehr mir all die übrigen Freuden im Körper absterben, um so mehr wachsen Lust und Freude an guter Unterhaltung.“ (ebd., 328d) Das darauf folgende Gespräch ist für Platons Einstellung gegenüber dem Alter sehr aufschlussreich:

„Ich freue mich wirklich, Kephalos“, antwortete ich [Sokrates], „mit Hochbetagten zu sprechen. Denn von ihnen müssen wir lernen; sie sind ja einen Weg schon früher gegangen, den wir vielleicht

auch gehen müssen; sie sagen uns, ob er steinig und schwierig ist oder leicht und gangbar. Und so möchte ich auch dich gern um deine Meinung fragen – denn du bist dort, wo die Dichter vom ‚Tore des Todes‘ sprechen – ob du das Greisenalter für eine Bürde des Lebens hältst oder nicht!‘ (ebd., 328d-e)

Kephalos antwortet ihm, dass es unbestritten alternde Menschen gibt, die dem Bild vom jammernden, klagenden und verdrossenen Greis entsprechen. Denn sie wissen „ein Lied zu singen von den Beschwerden, an denen das Alter schuld sei.“ (ebd., 329b) Ihr Fluch ist die Sehnsucht nach „den Freuden der Jugend“ (ebd., 329a). Sie begehren die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse und beklagen den Verlust ihrer Erfüllung, „als ob ihr Leben damals wunderbar gewesen, ihr heutiges ein Nichts wäre.“ (ebd.) Doch an ihrem anklagenden Verhalten „ist nur eines schuld – nicht das Greisenalter [...], sondern der Charakter des Menschen; wären sie maßvoll und verträglich, dann wäre auch das Greisenalter eine erträgliche Last“ (ebd., 329d). Unzufriedenheit im Alter ist demnach laut Kephalos eine subjektive Empfindung. Auf die darauf folgende Frage von Sokrates, ob Kephalos das Alter vielleicht aufgrund seines Reichtums so leicht nehme, antwortet ihm dieser folgendes: „[W]ie selbst der vernünftige Mensch in Armut das Alter nicht ohne Beschwer trägt, so kommt der unvernünftige selbst bei reichem Besitz nicht zu einem Frieden mit sich.“ (ebd., 330a) Um zu unterstreichen, dass das Alter nicht zwangsläufig beklagenswert ist, nennt Kephalos sich selbst und andere alternde Menschen, auf die er traf und die sich ebenfalls nicht so fühlen, wie es dem Alter nachgesagt wird. Ganz im Gegenteil: Sie wissen sogar die Vorteile des Alters herauszustreichen. In diesem Zusammenhang erzählt Kephalos:

[V]or allem kam ich einmal dazu, wie den Dichter Sophokles einer fragte: ‚Wie hältst du es, Sophokles, mit der Liebe? Kannst du noch mit einer Frau verkehren?‘ - ‚Still doch, Mensch! Bin doch so froh, dem entkommen zu sein, als wär’ ich einem rasenden, wilden Herrn entlaufen!‘ Gut gefiel mir das damals schon und heute nicht minder! Denn von alldem hat man im Greisenalter heiligen Frieden und Freiheit. Wenn die Leidenschaften in ihrer Spannkraft nachlassen und schlaff werden, wird das Wort des Sophokles in allem wahr: man ist in der Tat von vielen rasenden Herren frei.“ (ebd., 329b-c)

Der alternde Mensch wird nicht auf seine Verluste reduziert, sondern sogar als bereichert beschrieben. Er ist befreit, erfahrener und weiser. Anstatt das Nachlassen der Gelüste und der körperlichen Kraft als Defizit zu verbuchen, wird das Leben des Menschen zum geistigen Gewinn, was sich auch im Wunsch nach tiefgründigen Gesprächen äußert. Wie der Einzelne jedoch damit umgeht, hängt von dessen Charakter ab. Konsequenterweise ergibt sich daraus ein Infragestellen der gesamten bisherigen Lebensführung, wodurch sich dann der negativ erfahrene Zustand des Alterns nicht mehr auf das Alter an sich

zurückführen lässt. Sogar die Angst vor dem Sterben hat weniger mit der durch das hohe Alter bedingten Schwäche zu tun, als mit einem schlecht gelebten Leben. Die Nähe zum Tod macht den Menschen nachdenklich.

Voll Unsicherheit und Angst wird man und überlegt und bedenkt schon genau, ob man wem Unrecht getan hat. Wer nun in seinem Leben viele ungerechte Taten vorfindet, schrickt wie die Kinder oft aus dem Traum auf und lebt in Angst und böser Erwartung. Wer sich aber keiner Schuld bewußt ist, bei dem weilt eine frohe Hoffnung, die gute Freundin des Alters [...] (ebd., 330e-331a)

Mit der Entscheidung zum Guten, zu einem Leben, das über die sinnlichen Begierden hinaus zu einer maßvollen Existenz führt, wird jeder Lebensabschnitt lebenswert und erträglich. Sich seinen körperlichen Trieben hinzugeben anstatt Maß zu halten, ist eine Charakterschwäche, die sowohl das Greisenalter als auch die Jugend gleichermaßen erschwert. Folglich müssten auch körperliche und geistige Einschränkungen im Alter als Eigenverschuldung gedeutet werden. Zumindest ist genau dies an einigen Stellen in den Schriften Ciceros nachzulesen, die im nachfolgenden Unterkapitel untersucht werden sollen.

2. 1. 2. Cicero: Alter als geistige Bereicherung

In seiner Schrift „De senectute“ heißt es folgendermaßen: „Indessen rührt gerade dieses Nachlassen der Kräfte häufiger von den Sünden der Jugend als von denen des Alters her; denn eine ausschweifende und hemmungslose Jugend übergibt dem Alter einen erschöpften Körper.“ (29) (1998, 49) Gleichzeitig entkräftet Cicero den Vorwurf, dass die Vitalität im Alter schwindet. Es sei nämlich gar kein Nachteil, dass die körperlichen Kräfte abnehmen, denn Kraft ist im Alter gar nicht erforderlich: „Kraft wird vom Alter nicht einmal verlangt. Folglich ist unser Lebensabschnitt auch aufgrund gesetzlicher Bestimmungen frei von den Aufgaben, die ohne Kraft nicht zu erfüllen sind.“ (34) (ebd., 53-55) Damit der Mensch aber auch im hohen Alter noch leistungsfähig sein kann, muss der Greis Selbstdisziplin zeigen. Daher fordert Cicero: „Man muß sich der Vergreisung widersetzen, [...] Man muß gegen das Alter wie gegen eine Krankheit kämpfen [...]“ (35) (ebd., 55). Dies geschieht durch maßvolles Essen, Trinken und die Ausführung von Übungen. Welche Übungen hier gemeint sind, beschreibt Cicero aber nicht. Jedenfalls sollten Arbeit und Beschäftigungen verhindern, dass man das Alter überhaupt bemerkt. Dabei unterscheidet er zwischen körperlichen und geistigen Aktionen, wobei die geistige

Beschäftigung in zunehmendem Alter immer wichtiger wird – bis irgendwann die körperlichen Kräfte gar nicht mehr vermisst werden.

Es gilt jedoch nicht nur den Körper, sondern noch viel mehr den Geist und den Verstand zu unterstützen. Auch er erlischt ja durch das Alter, wenn man ihn nicht, wie eine Lampe mit Öl, versorgt. Der Körper wird zwar durch anstrengende Übungen erschöpft, der Geist aber dadurch, daß man ihn übt, gestärkt. Denn wenn Caecilius von ‚komischen, dummen Alten‘ spricht, dann meint er damit leichtgläubige, vergeßliche, zerstreute Menschen, deren Schwächen nicht das Alter an sich kennzeichnen, sondern ein schlaffes, träges, schläfriges Alter. (36) (ebd., 55-57)

Auch bei Cicero zeigt sich, dass nicht das Alter an sich die Schwierigkeit darstellt, sondern die Einstellungen und Handlungen des Einzelnen. So heißt es demnach bei Cicero: „Wer nämlich in sich selbst nicht die Voraussetzung dafür hat, gut und glücklich zu leben, für den ist jede Altersstufe beschwerlich. Wer aber alles Gute bei sich selbst sucht, dem kann nichts schlimm erscheinen, was die Naturnotwendigkeit ihm bringt.“ (4) (ebd., 23)

So werden sämtliche auf das Alter bezogene Vorwürfe von Cicero in Fehler des Charakters umgewandelt. Andererseits werden gewisse Charakterschwächen, die im Alter auftreten können, sogar entschuldigt. Denn alte Menschen „fühlen sich gering geschätzt, verachtet und verspottet. Außerdem ruft bei einem gebrechlichen Körper jedes Ärgernis Erbitterung hervor.“ (65) (ebd., 87-89) Trotzdem werden diese negativen Begleiterscheinungen des Alters nur in einem geringen Maße geduldet: „[K]einesfalls billige ich Verbitterung. Was aber Geiz im Alter soll, das sehe ich nicht ein.“ (65-66) (ebd., 89)

In der zuvor auszugsweise beschriebenen Schrift „De senectute“ preist Cicero also die Vorzüge des Alters, die den von Platon angeführten sehr ähneln. Formal ist zu erwähnen, dass er den greisen Cato für sich sprechen lässt. Marcus Porcius Cato, eine historische Persönlichkeit, wurde als Vertreter altrömischer Prinzipien vom römischen Volk verehrt – seine Autorität eignet sich daher hervorragend als Sprachrohr für Ciceros Gedanken. Cicero, der damals zweiundsechzig Jahre alt war und die Schrift seinem vier Jahre älteren Freund widmete, lässt Cato als Fünfundachtzigjährigen ein Gespräch mit zwei Jünglingen namens Laelius und Scipio führen (vgl. ebd., 8-12).

Simone de Beauvoir wirft Cicero vor, dass er sich von seiner Lobrede einen Nutzen erwartete und das Alter verteidigt, um die Autorität des Senats zu stärken. Einen Senat, der einen deformierten Stoizismus zur Ideologie gemacht hat:

Die Welt ist Harmonie; alles, was natürlich ist, ist gut; jeder muss sich mit dem Platz zufrieden geben, der ihm innerhalb des Ganzen zugewiesen ist; man muss den Status quo

respektieren und den Privilegierten ihre Privilegien lassen. Einen Widerhall dieser bequemen Ideen findet man in den *Dialogen über das Alter*. (Beauvoir 2008, 151)

Ganz entgegen Beauvoirs Anschuldigung heißt es in der Einführung der *De senectute*-Übersetzung von Harald Merklin:

Vielleicht erreicht die Botschaft des kleinen Buches nach mehr als zweitausend Jahren auch bei modernen Lesern noch ihr Ziel, auf der Suche nach einem sinnerfüllten Leben verlässliche Orientierungshilfe zu bieten. Es wäre jedenfalls gerade das, was Cicero erstrebte. (Cicero 1998, 15)

Demnach ist Ciceros Lobrede ein Versuch, die Sorgen der alternden Menschen zu lindern. Er gibt ihnen Hoffnung, indem er die Anklagepunkte gegen das Alter überprüft und widerlegt. Auch das Alter ist ein Lebensabschnitt, der seine Berechtigung erhält, wenn man das Leben als Ganzes betrachtet.

Es gibt einen bestimmten Lauf des Lebens und einen einzigen Weg der Natur, und zwar einen einfachen. Einem jeden Abschnitt des Lebens ist seine richtige Zeit gegeben, so daß die Schwäche der Kinder, der Ungestüm der jungen Leute, der Ernst des schon gesetzten Alters und die Reife des Greisenalters etwas ganz Natürliches hat, das man zu seiner Zeit erleben muß. (33) (ebd., 53)

Die Natürlichkeit des greisen Menschen bezieht sich eben nicht auf seine körperliche, sondern auf seine geistige Handlungsfähigkeit.

Wer also sagt, das Alter betätige sich nicht aktiv, bleibt die Beweise dafür schuldig. Es ist gerade so, wie wenn man sagen würde, der Steuermann sei bei der Schifffahrt untätig, während die einen auf die Masten stiegen, andere durch die Schiffsgänge liefen, wieder andere das Kielwasser ausschöpften, jener aber, das Steuerruder führend, ruhig auf dem Hinterdeck sitze. Er tut nicht, was die jungen Leute tun, aber er tut etwas viel Wichtigeres und Besseres. Große Dinge vollbringt man nicht durch körperliche Kraft, Behendigkeit und Schnelligkeit, sondern durch Planung, Geltung und Entscheidung; daran pflegt man im Alter nicht nur nicht abzunehmen, sondern gar noch zuzunehmen. (17) (ebd., 37)

Damit erklärt Cicero erstens das Vorurteil für ungültig, dass der Mensch im Alter Leistungsfähigkeit einbüßt oder gar nicht mehr in der Lage ist, sich durch Tätigkeit nützlich zu erweisen. Zweitens schreibt er dem Greis aufgrund seiner Erfahrungen und Reife – denn Klugheit ist das Merkmal des Alters – Fähigkeiten zu, die weitaus hilfreicher sind als die jugendliche Vitalität. So kann er in weiterer Folge Cato Folgendes sagen lassen: „Die Kräfte eines jungen Menschen vermisse ich nicht einmal jetzt [...], so wenig wie ich als junger Mensch die Kraft eines Stiers oder Elefanten vermißte. Man sollte das gebrauchen, was man hat, und alles, was man tut, entsprechend seinen Kräften tun.“ (27) (ebd., 47) Daran ist abzulesen, dass Cato ein zufriedener Greis ist, der den Lauf der Natur

mit weiser Gelassenheit hinnimmt und erkennt, dass es wie bei den Pflanzen, die irgendwann verwelken, auch für den Menschen ein Ende geben muss. Trotzdem ist die Todesnähe keine Eigenheit des Alters, da „der Tod allen Altersstufen gemeinsam ist.“ (68) (ebd., 91) Der Tod kann den jungen Menschen ebenso gut wie den alternden ereilen. Dadurch ist der Greis sogar im Vorteil, denn er hat bereits ein langes Leben hinter sich, während ein junger Mensch nur darauf hoffen kann, lange zu leben. Gerade weil der Tod jederzeit eintreten kann, ist er nach Cicero nicht zu überbewerten: „Er ist entweder gänzlich zu vernachlässigen, wenn er die Seele völlig auslöscht, oder sogar zu wünschen, wenn er sie an einen Ort führt, wo ihr ewiges Leben beschieden ist.“ (66) (ebd., 89) Eine dritte Möglichkeit, in der das ewige Leben der Seele – wie zum Beispiel in der biblischen Hölle – zum Verhängnis werden könnte, will Cicero nicht kennen. Was auch immer den Menschen nach dem Tode erwartet: Gewiss ist lediglich, dass jeder Mensch sterben muss – ungewiss ist nur der Zeitpunkt. Auf diese Weise erklärt Cicero die Angst vor dem Tod, in welcher sich der Mensch ja ständig befinden müsste, für sinnlos.

Ciceros eigener Meinung nach ist die Seele ihrem Wesen nach unsterblich, weil sie so zahlreiche Eigenschaften umfasst, dass sie gar nicht begrenzt sein kann. Sie bewegt sich selbst und ist ständig in Bewegung, weshalb ihr weder Anfang noch Ende innewohnt. Als Beweis dafür führt Cicero den Gleichmut, in dem die größten Weisen sterben, an. Denn deren Seelen scheinen zu wissen, dass sie zu einer besseren Welt aufbrechen. Abschließend rundet er seine Überzeugung mit folgenden Worten ab:

Wenn ich mich aber darin irre, daß ich an die Unsterblichkeit der Seele glaube, so irre ich mich gern und will mir diesen Irrtum, an dem ich Freude finde, so lange ich lebe, nicht entwinden lassen. Wenn ich im Tod jedoch, wie manche unbedeutenden Philosophen meinen, ohne Empfindung bin, dann brauche ich nicht zu befürchten, daß tote Philosophen sich über diesen meinen Irrtum lustig machen. (85) (ebd., 109)

Cicero besetzt sämtliche Folgen des Alters und demnach den Tod positiv. Das Alter und der Tod sind natürlich und folglich gut, daher auch nicht zu beklagen. „Denn nur Dummköpfe lasten ihre Fehler und ihre Schuld dem Alter an.“ (14) (ebd., 33) Beauvoir bemerkt dazu kritisch: „Gemäß dieser vom Stoizismus inspirierten Schlussfolgerung [alles Natürliche ist gut] hätte er es sich sparen können, seine Abhandlung zu schreiben, da das Alter ebenso natürlich ist wie der Tod.“ (Beauvoir 2008, 153)

Cicero geht in diesem Zusammenhang noch weiter und heißt das Alter angenehm. Am angenehmsten sind nämlich die Folgen der schwindenden Libido. Dies empfand aber nicht nur Cicero so, wie bei Liessmann zu lesen ist: „Im Nachlassen der Begierden lag für

viele Philosophen aber der entscheidende, vielleicht der einzige Vorzug des Alters.“ (2009, 23) Während die einen diesen Verlust als Qual erfahren, freuen sich die anderen über ihre damit einhergehende Befreiung. Denn nichts anderes als die Quelle allen Lasters ist die sinnliche Begierde. In diesem Kontext gibt Cato die Rede des Archytas von Tarent wieder, der über die Folgen der Lust spricht:

Er sagte, die Menschen hätten von der Natur keine verheerendere Pest bekommen als die Lust; in gierigem Verlangen nach ihr ließen sie sich blindlings und hemmungslos dazu aufreizen, in ihren Genuß zu kommen. Daraus entstehe Vaterlandsverrat, politische Zerrüttung, heimliche Absprache mit den Feinden, kurzum es gebe kein Verbrechen, keine Missetat, zu der nicht das Verlangen nach der Lust antreibe. Doch Unzucht, Ehebruch und jede Schandtat solcher Art werde durch keine andere Verlockung hervorgerufen als durch die der Lust, und da dem Menschen, sei es von der Natur, sei es von Gott, nichts Besseres verliehen worden sei als der Geist, sei dieser Gottesgabe nichts so feindlich wie die Lust. (39-40) (1998, 59-61)

Die Lust behindert demnach den menschlichen Geist. Sie ist sogar in der Lage das Licht des Geistes auszulöschen, denn „sie blendet sozusagen die Augen des Geistes“ (42) (ebd., 63). Sie wird dadurch zur schlimmsten „Feindin der Vernunft“ (ebd.) und unverträglich mit den Tugenden. Der Mensch sollte diesem Genuss daher auf keinen Fall nachtrauern, sondern dem Alter dankbar sein, dass es den Geschlechtstrieb zum Erlöschen bringt und den Geist von seinen Fesseln befreit. Denn erst jetzt kann sich der Mensch seiner eigentlichen Bestimmung widmen und im Lichte der Vernunft erblühen. Wer sein Leben dem Geist versprochen hat, wird im Alter keine Entbehrung verspüren, sondern das Fehlen dieses Verlangens als etwas Angenehmes erleben. „Doch wie viel bedeutet es, wenn gleichsam die Kämpfe der Wollust, des Ehrgeizes, der Rivalitäten, der Feindschaften und sämtlicher Begierden ausgestanden sind, der Geist für sich ist und, wie man sagt, für sich lebt!“ (44) (ebd., 69-71) Natürlich wird der Mensch im Alter nicht nur von den sexuellen, sondern von sämtlichen Begierden des Leibes befreit. Statt an reich gedeckten Tischen Feste zu feiern, kann sich der bescheidene Greis an Gesprächen mit Freunden und wissenschaftlichen Beschäftigungen erfreuen. Die Folge ist, dass er sich Trunkenheit, einen verdorbenen Magen und Schlaflosigkeit erspart. Konrad Liessmann fasst in seinem Aufsatz zusammen:

Einmal vorausgesetzt, dass der alte Mensch weder an Demenz noch an Alzheimer oder ähnlichen Krankheiten leidet, steht ihm, bei allen körperlichen Einschränkungen, etwas offen, woran er zuvor durch die Notwendigkeiten und Begierden des Leibes, des Lebens und der Gesellschaft immer wieder gehindert worden war: das Abenteuer des Geistes. (2009, 23)

Auf die Voraussetzung der geistigen Gesundheit im Alter geht Cicero nicht näher ein. Wie oben bereits erwähnt ist es schließlich die Aufgabe jedes Einzelnen, seine geistigen Fähigkeiten zu trainieren. Ciceros äußert sich dahingehend explizit: „Alten Menschen bleiben ihre Geistesgaben erhalten, wenn ihnen nur ihr Eifer und ihr Fleiß erhalten bleibt [...]“ (22) (1998, 41). Eine Krankheit wie Demenz würde demnach auf Trägheit, die einem schwachen Charakter entspringt, verweisen. Es ist eine logische Folge, dass diese Lobeshymnen auf das Alter auch viel Kritik nach sich zogen, wie schon zuvor in Hinblick auf die Gedanken Simone de Beauvoirs angedeutet wurde.

2. 1. 3. Kritik an Platon und Cicero

Die Vorzüge, die das Alter mit sich bringen kann, erscheinen angesichts der Wirklichkeit fragwürdig. Daher mündet die Kritik an den von Beauvoir als Moralisten bezeichneten Denkern meist in die so genannte Altersklage. Norberto Bobbio knüpft in seinem sehr persönlichen Werk „Vom Alter – De senectute“ an die Schrift Ciceros an. Als Siebenundachtzigjähriger schreibt er seine Gedanken nieder, die er sich im und über das Alter macht. Harald Tersch bemerkt dazu in seinem Aufsatz „Schreiben in gewissen Jahren“: „Zweitausend Jahre nach Cicero erscheint die Autobiographie als der angemessene Rahmen, im Alter über das Alter zu schreiben.“ (2009, 185)

Bobbio kritisiert in seinem Werk unter anderem Ciceros Schönrednerei:

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich diese Rechtfertigungsschriften widerlich finde. Noch ärgerlicher werden sie mir, seitdem das Alter zu einem großen und ungelösten, ja kaum lösbaren sozialen Problem geworden ist, nicht nur, weil die Anzahl alter Menschen gestiegen ist, sondern auch, weil die Zahl der Jahre, die man als alter Mensch lebt, sich erhöht hat. [...] Wer unter alten Menschen lebt, weiß, für wieviele von ihnen der letzte Lebensabschnitt nicht zuletzt dank der medizinischen Fortschritte, die in vielen Fällen eher am Sterben hindern, statt das Leben angenehm zu machen, zu einem langen, oft sehnlichen Warten auf den Tod geworden ist. Kein Weiterleben, sondern ein Nicht-Sterbenkönnen. (1997, 31-32)

Simone de Beauvoir schreibt ähnlich: „Man vegetiert dahin, indem man auf den Tod wartet.“ (2008, 354) Bobbio erkennt nirgendwo die Angst vor dem Tod, von der Cicero schreibt. Statt den Tod zu fürchten, wird er sogar ersehnt. Dem Lebensüberdruß entspringt der „Wunsch, sich aufzulösen, nicht mehr zu sein“ (1997, 35).

Trotzdem ist das Lob auf das Alter auch heute noch zu finden – wenn auch in einem spezifischen Kontext, nämlich dem der Werbung, „passend zur Gesellschaft der

totalen Vermarktung“ (ebd., 33). Bobbio nennt es verlogen, wenn dem möglichen neuen Konsumenten das Alter als genussvolle Ware angepriesen wird:

In diesen Botschaften erblicken wir jetzt keinen alten Menschen mehr, sondern, wie es mit einem neutralen Begriff heißt, einen Senior, der sehr rüstig wirkt und lächelnd beteuert, wie glücklich er über sein Dasein ist, weil er endlich ein besonders kräftiges Tonikum oder eine außergewöhnlich reizvolle Ferienreise genießen darf. (ebd., 32-33)

Verglichen damit erscheinen Bobbio die früheren Lobeshymnen dann doch in der „durchaus ehrenwerten Gestalt einer Verteidigung des letzten Lebensabschnitts gegen Spott oder sogar gegen Verachtung.“ (ebd., 32) Zu einer solchen Aussage lässt sich Beauvoir sicherlich nicht hinreißen, weil sie nichts Realistisches daran finden kann, auf welche Weise sich Moralisten einen alten Menschen erträumen. Vor allem nicht, wenn ein geistiger Zuwachs behauptet wird, während die körperlichen Kräfte und die Libido nachlassen. „Solche spiritualistischen Albernheiten sind taktlos, wenn man an die wirkliche Situation der meisten alten Menschen denkt: Hunger, Kälte, Krankheit haben schwerlich einen moralischen Gewinn im Gefolge. Auf jeden Fall sind es Behauptungen, die jeder Grundlage entbehren.“ (2008, 408) Beauvoir weist erstens darauf hin, dass körperliche Schwäche den Geist ermüdet oder körperliche Gebrechen die Aufmerksamkeit des Geistes so sehr auf sich ziehen, dass folglich die geistigen Tätigkeiten gestört oder unmöglich gemacht werden. Zweitens befreit das Alter nicht automatisch von sinnlichen Begierden.

Man sieht, dass mit einem Vorurteil radikal aufgeräumt werden muss: mit der Vorstellung, das Alter bringe heitere Gelassenheit. Seit der Antike hat der erwachsene Mensch versucht, das Leben unter einem optimistischen Licht zu betrachten, und hat dabei den anderen Lebensaltern, die nicht die seinen waren, die Tugenden beigemessen, die er nicht besaß: die Unschuld dem Kind, die heitere Gelassenheit dem Greis. Das Ende des Lebens wollte er als die Lösung all der Konflikte, von denen es zerrissen ist, betrachten. Das ist im Übrigen eine sehr bequeme Illusion: Sie erlaubt, dass man die Alten, trotz aller Leiden, von denen man sie gequält weiß, für glücklich hält und sie ihrem Schicksal überlässt. (2008, 635)

Beauvoir kritisiert demnach, dass ein fälschliches Schönreden des Alters vorliegt, also gar nicht richtig hingesehen wird. Die Moralisten beglückwünschen den Menschen auch noch, dem „alles genommen worden ist: Gesundheit, Gedächtnis, materielle Mittel, Prestige, Autorität“ (ebd., 636). Sie verschließen die Augen vor der Wirklichkeit.

Josef Ehmer, Wirtschafts- und Sozialhistoriker, erwähnt in seinem Aufsatz „Alter, Arbeit, Ruhestand“ die Künstler der italienischen Renaissance. Er führt sie als Beispiel an, da Künstler bis heute eine Sonderstellung in Bezug auf die Verbindung zwischen Arbeit

und Alter einnehmen. Für sie gibt es keinen Ruhestand und daher sind an ihnen die Vor- und Nachteile, die das Alter mit sich bringt, leichter festzumachen. Ehmer erkennt aus den Lebensbeschreibungen und Schriften der Künstler der italienischen Renaissance, „dass gerade die extrem hohen Ansprüche an die Arbeit (Leistungsfähigkeit, gestalterische Perfektion, das Zusammenspiel von Körper und Geist) in Widerspruch zum Abbau der Kräfte im Alter gerieten.“ (2009, 119) Während Cicero dafür plädiert, dass das Alter positiv angenommen werden soll, weil die verlorenen körperlichen Vorzüge durch geistige Gaben ersetzt werden, wird hier wiederum aufgezeigt, dass es nicht wie bei einem Tauschhandel zugeht. Es wird nicht ein Defizit durch einen Gewinn behoben, sondern es handelt sich um ein körperlich-geistiges Zusammenspiel. Ein gesunder Geist fordert im hohen Alter bereits gewisse Voraussetzungen. Ist die geistige Gesundheit gewährleistet, vermag es der menschliche Verstand möglicherweise, im Alter erfahrener und klarer, sogar weitsichtiger zu denken, stößt aber trotzdem an seine körperlichen Grenzen. „Gerade weil der Anspruch an die Arbeit so hoch ist, birgt das Alter die Gefahr, dass dieser Anspruch nicht mehr zur Gänze erfüllt werden kann.“ (ebd.) Beauvoir beschreibt ganz deutlich, dass das Alter trotz körperlicher Gesundheit an geistigen Fähigkeiten einbüßen kann:

Die Tragödie des alten Menschen liegt oft darin, dass er nicht mehr kann, was er will. Er entwirft, er plant, und in dem Moment, da er an die Ausführung geht, lässt ihn sein Organismus im Stich; die Müdigkeit lähmt seinen Elan; er sucht nach seinen Erinnerungen, die von Nebel verhüllt sind; sein Denken wendet sich ab von dem Gegenstand, auf den es gerichtet war. Dann wird das Alter – auch ohne pathologische Komponente – als eine Art geistiger Krankheit empfunden, in der man die Angst kennen lernt, sich selbst zu verlieren. (2008, 407)

Der achtundsechzigjährige Dichter Gottfried Benn beschäftigt sich in dem Vortrag „Altern als Problem für Künstler“ ebenfalls mit diesem Thema. Angetrieben durch innere und äußere Anlässe stellt er sich in diesen Zusammenhängen die Frage, wie das Altwerden im Inneren des Künstlers aussieht. Er beschreibt den seelischen Zustand des französischen Schriftstellers Flaubert, der zwar noch nicht sehr alt ist, aber mit neunundfünfzig Jahren bereits verbraucht und zurückgezogen lebt und oft tagelang sein Zimmer nicht verlässt:

Noch einmal im Bistro sitzen unten in der Stadt, in dieser dauernden Konzentration, in dieser ewigen visuellen und akustischen Spannung, um einzudringen in das Objekt, hinter diese Visagen, von neuem eintreten in diese in jedem Augenblick tragische übermenschliche Anstrengung, zu beobachten, Ausdruck zu finden, Sätze zu sammeln, die vertretbar wären [...] (2006, 31).

Im Alter versiegt die Phantasie. Unsicherheit, Angst vor Wiederholungen oder das Gefühl dem Ausdruck der Zeit nicht mehr gerecht zu werden, können auftreten. „Solange man

jung ist, genügt es, Lust zum Schreiben zu haben, um überzeugt davon zu sein, das man ‚alles‘ zu sagen hat. Im Alter fürchtet man, mit seinem Latein am Ende zu sein, sich nur noch wiederholen zu können.“ (Beauvoir 2008, 523)

Benn beschreibt auch das Problem zitternder oder gelähmter Hände bei Malern. Dazu kommt der innere Zwang der Fortsetzung der Arbeit. Aus finanziellen Gründen ist der Künstler ja lebenslänglich gefordert und womöglich wird auch noch darüber bestimmt, auf welche Weise er weiterzuarbeiten hat. Tragisch formuliert Benn deshalb die Frage: „[I]st vielleicht Kunstmachen überhaupt eine untiefe Reaktion, ist nicht vielleicht schweigend an der menschlichen Substanz leiden – tiefer?“ (2006, 46) Dieses Leiden ist Cicero fremd. Auch Armut tangiert ihn nicht. Und obwohl er erwähnt, dass Armut im Alter nicht einmal für einen Weisen leicht sei, spricht er ohne auf das Problem der Mittellosigkeit näher einzugehen schon im nächsten Satz von den wunderbaren Früchten, die die Tugenden mit sich bringen, „weil das Bewußtsein eines gut gelebten Lebens und die Erinnerung an viele gute Taten höchst angenehm ist.“ (9) (1998, 27)

In Thomas Bernhards Stück „Der Schein trügt“ führen zwei gealterte Künstler, ein Artist und ein Schauspieler, einen Dialog über ihre Situation. Während sich der eine in die Krankheit flüchtet, träumt der andere immer noch von einem Auftritt als „König Lear“. Ganz im Gegensatz zu Ciceros Lob an die Erinnerung heißt es dort: „Vergangenheit/ zählt am Ende/ nicht“ (1984, 73). Stattdessen bleibt nur das Warten: „Das Widerwärtige ist/ daß wir nur Zeit verlieren/ wenn wir warten/ Weil wir dabei nichts Vernünftiges tun können“ (ebd. 32). Zusammenfassend die traurige Erkenntnis: „Wir sind ein Wrack/ und glauben/ wir sind eine Geistesgröße“ (ebd., 18). Für Cicero spielen weder Armut, noch die Berufung eines Künstlers zu einer bestimmten Tätigkeit, auch nicht zuvor beschriebenes Scheitern eine Rolle. Als geachteter Politiker wird Cato weiterhin gehört. So kann er stolz sagen: „[D]as Alter hat mich doch, wie ihr seht, nicht völlig entkräftet und gebrochen. Weder das Rathaus noch die Rednertribüne brauchen meine Kräfte zu entbehren, weder meine Freunde noch meine Schutzbefohlenen noch meine Gäste.“ (32) (1998, 51) Wie wäre es wohl für Cato, wenn seine Kräfte gar nicht mehr gebraucht und in Anspruch genommen werden würden? Wenn er ausgedient hätte und seine als veraltet betrachteten Fähigkeiten und Erfahrungen niemanden mehr interessieren würden? Aber Cato weiß nichts von dem Rollenverlust, mit dem sich ein Mensch, der unfreiwillig in den Ruhestand geschickt wird, konfrontiert sieht. Beauvoir hingegen erkennt diesen Verlust in seiner ganzen Tragweite: „Der Mensch, der mit seinem Beruf auch seinen gesellschaftlichen Statuts verliert, fühlt sich schmerzlich auf ein Nichts reduziert.“ (2008, 638)

Auch wenn nicht alle Menschen den Eintritt des Ruhestands in dieser drastischen Weise wahrnehmen, sich sogar darauf freuen, erleben sie möglicherweise Folgen, mit denen sie gar nicht gerechnet haben. Fehlende Erfolgserlebnisse, ausbleibende soziale Kontakte, sinkende Herausforderung und Motivation, geringeres Einkommen und der Verlust der Rolle in der Gesellschaft, der sozialen Identität. Außerdem verliert die alternde Generation unserer Zeit an Autorität – eine weitere Erfahrung, die Cato erspart bleibt. In der einem rasend schnellen Wandel unterworfenen Gesellschaft des Medienzeitalters wird der Greis zunehmend nicht als weise, sondern als unwissend betrachtet. Beispielsweise kann ein gealterter Wissenschaftler durch seine festgefahrenen Denkgewohnheiten an bereits überholten Methoden festhalten und dadurch der wissenschaftlichen Entwicklung eher im Wege stehen, anstatt dieser zu dienen. Beauvoir, die auf dieses Phänomen näher eingeht, kommt in prominentem Zusammenhang zu folgendem Schluss: „Tatsache ist jedoch, dass Einstein am Ende seines Lebens den Fortschritt der Wissenschaft eher behindert als gefördert hat.“ (2008, 515) Im Unterschied dazu hat es der Philosoph viel leichter, weil er erstens niemandem Rechenschaft schuldig ist. Zweitens „braucht er Zeit, denn er erstrebt nichts Geringeres, als die Beziehungen des Menschen als Subjekt zur Totalität der Welt zu begreifen. Ein unerschöpfliches Programm.“ (ebd., 516) Und während er seine Gedanken korrigiert und verändert, geschieht das immer innerhalb seiner eigenen Perspektive, wodurch ihn auch niemand widerlegen oder überholen kann. Während also die Erfindungsgabe eines Wissenschaftlers mit dem Alter gehemmt wird, erweitert sich das Denken des Philosophen im Laufe der Jahre sogar. Trotzdem kann das Denken im Alter an Beweglichkeit einbüßen und so erlebt Beauvoir zum Beispiel bei Platons Schrift „Gesetze“, die er mit achtzig Jahren geschrieben haben soll, einen Rückschritt: „Der Stil ist schwerfällig, Platons Denken vorsichtig, unbeholfen – verknöchert. Er lässt nicht mehr jenen Durst nach Wahrheit erkennen, der seine früheren Werke inspirierte. Diese letzte Phase seines Alters ist geistig ein Niedergang.“ (ebd., 517) Von alledem bleibt Ciceros Greis verschont. Und während der alte Mensch in unserer Gesellschaft von der Arbeitswelt befreit wird, ihm nur noch die Rolle des aktiven Seniors bleibt, erfüllt Cato auch im Alter noch eine Aufgabe:

Denn wie sich kluge alte Menschen über junge Leute mit guter Veranlagung freuen und das Alter denen leichter wird, die von der Jugend verehrt und geliebt werden, so freuen sich junge Menschen über die Lehren der Alten, durch die sie angeleitet werden, nach Tugenden zu streben. (26) (1998, 45)

Heute ist die Situation eine ganz andere. Gottfried Benn zum Beispiel hinterfragt seine Gedanken, die er sich als Achtundsechzigjähriger macht, mit folgenden Worten: „Aber wahrscheinlich bin ich zu alt, um das noch zu entwirren, Müdigkeit, Melancholie, Marasmus umwölkt mein Haupt.“ (Benn 2006, 47) Nichts ist hier von der heiteren Gelassenheit und Selbstsicherheit Ciceros zu spüren. Der alternde Mensch lebt heute in einer Welt, die er nicht mehr versteht. Er bewegt sich nicht mehr in ihrer Geschwindigkeit – zu schnell entwickelt sich das gegenwärtige Leben, während der Greis immer langsamer wird.

Auf dieses Problem soll aber erst in einem späteren Kapitel näher eingegangen werden. Es sei an dieser Stelle jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass das Lob des Alters – in Anbetracht der körperlichen und folglich auch geistigen Einschränkungen, der Benachteiligung durch Armut oder dem Wunsch nach Aktivität ohne einen Wechsel des Tätigkeitsbereichs sowie der Sehnsucht nach Anerkennung und das Bedürfnis, weiterhin seinen Beitrag liefern zu können und zu dürfen – nur für wenige beglückte Ausnahmen zutreffend erscheint. Außerdem ist eben auch die Gesellschaft, in der der greise Mensch lebt, in Zusammenhang mit ihrer Entwicklungsgeschwindigkeit von entscheidender Bedeutung.

Zusammenfassende Worte findet Norberto Bobbio:

In einer Zeit, in der sich der historische Wandel immer schneller vollzieht, stellt die Ausgrenzung der Alten eine unabänderliche, unleugbare Tatsache dar. In den traditionellen, statischen Gesellschaften, die sich nur langsam entwickeln, ist der alte Mensch Träger des kulturellen Erbes der ganzen Gemeinschaft, das er, verglichen mit allen anderen Mitgliedern, in besonders auffälliger Weise in sich vereint. Der Alte weiß aus Erfahrung, was die anderen noch nicht wissen, und sie müssen von ihm lernen, auf dem Gebiet der Moral ebenso wie auf dem der Gebräuche und der Überlebenstechniken. (Bobbio 1997, 26)

Um jedoch nicht nur auf die Problemfelder und Schwierigkeiten des Alters einzugehen, soll nun auch auf positive Aspekte hingewiesen werden. Wie zuvor bereits angedeutet wurde, leiden nicht alle alternden Menschen darunter, dass sie ihre Tätigkeiten aufgeben müssen. Gerade die heutige Gesellschaft sieht im Ruhestand oft keinen Verlust, sondern einen Gewinn. Es handelt sich hierbei um ein sehr junges Phänomen, das vor allem mit dem positiv besetzten Gedanken eines arbeitsfreien Lebensabends verbunden werden muss. In der modernen Wohlstandsgesellschaft erhält Freizeit einen neuartigen Charakter und der gesellschaftliche Rollenverlust wird durch die Attraktivität des Ruhestandes ersetzt. Ehmer schreibt erklärend:

Meines Erachtens gehören die Herausbildung eines mentalen Gegensatzes zwischen ‚Arbeit‘ und ‚Leben‘ und das Bedürfnis nach einer neuen Gewichtung von Arbeitszeit und Freizeit im Alltag wie im Lebenslauf zu den wichtigsten Grundlagen für die gestiegene Attraktivität des Ruhestandes. (2009, 134)

Leider schützt das nicht vor den unangenehmen Folgen, die das Alter mit sich bringt. Diese verschieben sich lediglich weiter nach hinten. Deshalb schlägt Leopold Rosenmayr in seinem Buch „Jahresringe – Altern gestalten“ vor: „Statt das höhere Alter als *nur eine Lebensphase* herauszuheben und so zu studieren, sollten wir das späte Leben innerhalb des ganzen ‚life-span‘ oder Lebenszyklus sehen und verschiedene Unterabschnitte des Alters wahrnehmen.“ (1996, 18) Rosenmayer schlägt eine Gliederung in drei Abschnitte vor, die „Jungalten“, womit die 55- bis 70jährigen gemeint sind; die „Älteren oder Alten im engeren Sinn“, welche die 70- bis 80- oder 85jährigen betreffen und schließlich die „Hochbetagten“ (vgl. ebd., 189). An dieser Stelle soll auf den als angenehm empfundenen Eintritt in den Ruhestand nicht näher eingegangen werden. Stattdessen wird noch einmal ein Blick auf die alternden und hochbetagten Künstler geworfen, von denen Gottfried Benn berichtet. Vorzüge des Alters sind nicht nur bei den von Rosenmayer so genannten „Jungalten“ zu erkennen. Es gibt auch Künstler, die erst im hohen Alter Sicherheit erlangten. In diesem Zusammenhang erwähnt Benn die Szene aus Hugo von Hofmannsthals „Tod des Tizian“, in welcher der neunundneunzigjährige Tizian noch an einem Bild malt, während er bereits im Sterben liegt. Im Betrachten seiner früheren Bilder verwirft er diese und stellt fest, dass er erst jetzt aufgehört hat, ein Stümper zu sein. Es gelingt ihm bis zum Schluss, ein schaffender Mensch zu bleiben und er dringt deshalb auch noch in seiner Todesstunde zu einem tiefen Verständnis des Lebens durch. Hier sind die von Cicero erwähnten geistigen Früchte des Alters zu erkennen. Benn führt an, dass es sehr viele uralte, große Berühmtheiten gibt und erklärt sich dies folgendermaßen: „Die Kunst ist ja nach der einen Seite ihrer Phänomenologie hin ein Befreiungs- und Entspannungsphänomen, ein kathartisches Phänomen, und diese haben die engsten Beziehungen zu den Organen.“ (Benn 2006, 19)

Dass die Kunst vor Krankheiten schützt und das Alter begünstigt, kann eingedenk der weiter oben beschriebenen Leiden der alternden Künstler nur in einem gewissen Maße Gültigkeit erlangen. Immerhin widmen sie sich noch einer Aufgabe, manche sogar unter schwersten Bedingungen. Im Gegensatz dazu könnten Senioren, die durchgehend im Genuss der Freizeit stehen, durch mangelnde geistige Herausforderung gefährdet sein, Fähigkeiten abzubauen oder sogar zu verlieren, anstatt sie zu vervollkommen. Natürlich

schützen auch geistige und schöpferische Tätigkeit nicht vor Demenz oder ähnlichen Erkrankungen. Außerdem können weder alle Pensionisten in einen Topf geworfen, noch kann behauptet werden, dass sie sich keiner herausfordernden Tätigkeit mehr widmen und daraus die Alterssenilität abzuleiten wäre. Hier wird bereits ersichtlich, wie schwierig es ist, das hohe Alter und dessen Folgen zu fassen. Dass die Menschen immer älter werden, hat offensichtlich auch zur Folge, dass sie immer kränker werden. Ursache von beiden ist möglicherweise die moderne Medizin. Gottfried Benn formuliert sehr anschaulich:

Der Körper ist morbider geworden, die moderne Medizin weist ihn ja geradezu auf tausend Krankheiten hin, sie brechen mit wissenschaftlicher Gewalt aus ihm hervor – nichts gegen die Ärzte, großartige Leute, früher bei einem Mückenstich kratzte man sich, heute können sie Ihnen zwölf Salben verschreiben und keine nützt, aber das ist doch Leben und Bewegung. Die Körper sind morbider geworden, aber sie leben länger. (ebd., 42f)

2. 1. 4. Verlust der sinnlichen Begierde – Befreiung oder Beschneidung?

„Dies Thema ist interessant, aber ob das Zurückgehen der Triebimpulse die Geistigkeit lähmt oder, wie auch manche sagen, beflügelt, ist mit unseren bisherigen Methoden nicht zu erhellen.“ (Benn 2006, 26) In Bezug auf diese Frage wähnt sich Simone de Beauvoir viel sicherer und schreibt: „Wir wünschen uns ewige Jugend, und diese impliziert das Überleben der Libido.“ (2008, 412-413) Denn für Beauvoir fallen Vitalität, Gesundheit, Leidenschaft, Kreativität, Tätigkeit und folglich Glück mit der Libido zusammen.

In zahlreichen Fällen manifestiert sich die Libido beim alt gewordenen Individuum überhaupt nicht mehr. Soll man sich dazu, wie die Moralisten sagen, beglückwünschen? Nichts ist weniger sicher. Denn diese Verstümmelung zieht andere nach sich, da Sexualität, Vitalität und Aktivität untrennbar miteinander verbunden sind. Manchmal stumpfen auch die Gefühle ab, wenn jedes geschlechtliche Begehren tot ist. (ebd., 454)

Um es dann doch nicht zu drastisch zu formulieren und den Verlust des Sexuallebens zwangsläufig mit Trägheit zu verbinden, heißt es an einer anderen Stelle, „dass eine Dimension des Lebens verloren geht, wenn der sinnliche Kontakt mit der Welt fortfällt [...]“ (ebd., 456). Sexualität beschreibt ein Verhältnis, dass der Mensch zu sich selbst, zu anderen und zur Welt hat. So kann zum Beispiel Ekel vor dem eigenen gealterten Körper dazu führen, dass Menschen sich „weigern, diesen Körper noch für einen andern existieren zu lassen.“ (ebd., 413) Einen weiteren Grund, den Beauvoir für die Beendigung des Sexuallebens nennt, ist der Wert, der dem Geschlechtsleben in der Vergangenheit

beigemessen wurde. Eine reiche, glückliche und spontane Sexualität wird auch im Alter länger anhalten, ging es aber jemandem nur darum, „seine Männlichkeit, seine Virtuosität, seine Verführungskunst unter Beweis zu stellen oder über Rivalen zu triumphieren, so wird er manchmal ganz froh sein, in seinem Alter einen Grund zum Ausspannen zu finden.“ (ebd., 418) Auch die Meinung der Öffentlichkeit kann ein hinderlicher Einfluss sein. Bereits in der Antike wurden in den Komödien Greise dargestellt, die sich durch ihre sexuellen Begierden lächerlich machten. Beauvoir fragt sich, warum gerade die Lüsternheit der Greise für den Erwachsenen so abstoßend wirkt und warum das Publikum Beifall spendete, wenn es darum ging, die Alten der Lächerlichkeit preiszugeben. Sie antwortet aus der Sicht der Psychoanalytik mit dem Kastrationskomplex: „Der männliche Erwachsene ist nie ganz frei von Angst hinsichtlich seiner sexuellen Potenz; er verabscheut die Vorstellung, dass er eines Tages Wünsche empfinden könnte, die er nicht mehr befriedigen kann. Er hasst im Greis sein künftiges Schicksal.“ (ebd., 136) Ob dies eine zulässige Erklärung ist, soll an dieser Stelle nicht von Bedeutung sein. Tatsache ist, dass die Vorstellung von Sexualität im Alter größtenteils auf Ablehnung stößt oder tabuisiert wird.

Verdrängt nun der alternde Mensch aus welchem Grund auch immer seine Sexualität, kann dies sogar pathologische Folgen haben. Beauvoir findet es allerdings doch übertrieben, eine fehlende und unterdrückte Sexualität als Ursache sämtlicher Verhaltensauffälligkeiten heranzuführen:

Die Nichtbetätigung der Geschlechtsorgane führt, wie die Psychoanalytiker sagen, oft zu einer Regression der Alterssexualität ins Oral- oder Analstadium. Tatsächlich sind manche Greise maßlos im Essen; wahrscheinlich, um ihre erotische Frustration zu kompensieren, geben sie sich wie besessen der Lust am Essen hin. Aber kann man diese als sexuell bedingt bezeichnen? Die gleiche Frage gilt für das ‚Analstadium‘ der alten Menschen; viele sind in der Tat sehr besorgt um ihre Verdauungsfunktionen. Aber ist es nicht irreführend, jede Beziehung des Individuums zu seinen organischen Funktionen sexuell zu nennen? (ebd., 419)

Immerhin spricht Beauvoir von einem Verlust, der weitere Folgen nach sich zieht oder im Falle der Erhaltung der sexuellen Begierden und Leidenschaften umgekehrt von einem Gewinn. Denn die Lust ist eine treibende Kraft, die entgegen der Meinung der Moralisten positiv zu besetzen ist.

Beauvoir weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Impotenz Begierde nicht ausschließt. Bisher wurde nur näher darauf eingegangen, dass die ausgelebte Sexualität meist ein aktiveres Leben mit besserer Gesundheit nach sich zieht beziehungsweise Gründe angeführt, warum manche Menschen im Alter ihre Libido unterdrücken. Nun soll

aber auch darauf hingewiesen werden, dass Beauvoir ebenfalls einen Unterschied zwischen jenen, die noch Lust empfinden (wenn diese auch unbefriedigt bleibt) und jenen, die ihre Libido vollkommen verloren haben, markiert. Denn es ist ja, wie oben bereits erwähnt, vornehmlich das Überleben der Libido, durch die der alternde Menschen Jugendlichkeit und Lebendigkeit bewahrt, während dem Verlust der Libido körperliche Ermattung, Müdigkeit und Gleichgültigkeit, die sich im Alter oft einstellen, folgen. Die Begierde aber ist eine Kraft, die den Menschen antreibt, ihn am Leben erhält (vgl. ebd., 440 u. 522).

Der alte Mensch begehrt oft, zu begehren, weil er die Sehnsucht nach unersetzlichen Erfahrungen bewahrt, weil er dem erotischen Universum verbunden bleibt, das er sich in der Jugend oder im reifen Alter erschaffen hat: Durch die Begierde belebt er die verbleichenden Farben. Und ebenso ist die Begierde für ihn der Prüfstein der eigenen Unversehrtheit. (ebd., 412)

In dem Roman „Die Liebesblödigkeit“ von Wilhelm Genazino wird dieses Phänomen sehr anschaulich beschrieben. Die Geschichte handelt von einem in die Jahre gekommenen Mann, der mit den Begleiterscheinungen des Alters zu kämpfen hat. Er liebt zwei Frauen, die nichts voneinander wissen. Obwohl er versucht sich für eine von beiden zu entscheiden, gelingt es ihm nicht. Das Doppelleben hält ihm am Leben und die Liebe beziehungsweise von den beiden Frauen hilft ihm seine Jugendlichkeit zu bewahren:

Es muß etwas geben, wonach ich mich immerzu sehne, irgendeine innere Unstillbarkeit. Oder leide ich inzwischen an Liebesverblödung? [...] Dabei weiß ich nicht einmal, wonach ich mich sehne. Es ist möglich, daß aus der Liebe zu Sandra und Judith längst eine *ehemalige* Liebe geworden ist, die ich aus Selbstsucht und Angst nicht als solche enthüllte. Dann wäre ich mit Sandra und Judith nur noch aus Gründen der Altersanhänglichkeit zusammen. [...] Vermutlich sehnt sich meine Sehnsucht nach etwas, was es nicht gibt. Dieses phantastische Moment wäre (ist) der Kern der Liebesverblödung.“ (2007, 88- 89)

Ob es nun Selbstsucht, „Liebesblödigkeit“ oder Lust ist – Leidenschaften halten den Menschen mit am Leben. Es ist daher verständlich, wenn das Erlöschen der Lust beklagt wird. Aus diesem Grund bezeichnet Beauvoir die Moralisten als kurzsichtig, wenn diese behaupten, dass man einem Vergnügen, nach dem es einen nicht verlangt, nicht nachtrauert, wie es beispielsweise Cicero formuliert: „Man leidet aber nicht unter einer Sache, die man nicht vermisst.“ (47) (Cicero 1998, 69) Dies mag vielleicht für einen Philosophen gelten, kann aber nicht verallgemeinert werden. Genazino beschreibt die Ängste, zumindest aus der Sicht eines Mannes, die mit diesem Verlust verbunden sind:

Der aktive Teil meines Sexuallebens geht vermutlich bald zu Ende, ich bitte darum, verlassen zu werden. Die Feigheit dieses Gedankens ist leider typisch für mich. [...] Soviel ist klar: Ich will bei meiner Enderektion nicht dabeisein. Das heißt, ich muß *vorher* aufhören. Aber ich möchte nicht aus

Angst schon jahrelang vorher aufhören, sondern so spät wie möglich. Und wie, bitte, soll ich diesen Zeitpunkt erkennen? (2007, 144)

Statt sich über das Ende des Sexuallebens zu freuen, soll dieses so lange wie möglich hinausgezögert werden. Ganz besonders auffällig ist nach Beauvoir die Verbindung zwischen Sexualität und Kreativität bei Künstlern. „Um schöpferisch zu arbeiten, bedarf es einer gewissen Aggressivität [...], die, biologisch, ihren Ursprung in der Libido hat.“ (Beauvoir 2008, 455) Ohne Leidenschaft stellt sich, ob Künstler oder nicht, nach und nach Gleichgültigkeit, Trägheit und Leere ein.

Die Moral predigt das gelassene Hinnehmen der Übel, denen Wissenschaft und Technik nicht abzuhelpen vermögen: Schmerz, Krankheit, Alter. [...] Im Gegensatz zu den Empfehlungen der Moralisten muss man sich wünschen, auch im hohen Alter noch starke Leidenschaften zu haben, die es uns ersparen, dass wir uns nur mit uns selbst beschäftigen. Das Leben behält einen Wert, solange man durch Liebe, Freundschaft, Empörung oder Mitgefühl am Leben der anderen teilnimmt. Dann bleiben auch Gründe, zu handeln oder zu sprechen. (ebd., 708)

Beauvoir schlägt vor, sich nicht mit heiterer Gelassenheit langsam aus dem Leben zurückziehen, um nur noch auf gute Gespräche zu hoffen und die Genüsse des Lebens aus der Ferne zu betrachten, sondern weiterhin Ziele zu verfolgen, die dem Leben Sinn verleihen.

2. 2. Das beklagenswerte Alter

2. 2. 1. Aristoteles: Alter als Defizit

Wie bereits zuvor angeführt steht Aristoteles im Gegensatz zu Platon in der Tradition der Altersklage. Der Kunsthistoriker Werner Telesko bemerkt in seinem Aufsatz „Das Alter in kunstgeschichtlicher Perspektive“, dass auf Aristoteles unter anderem die grundlegende Einstellung zurückgeht, „den körperlichen und geistigen Verfall der Alten als Ursache für die verstärkte Empfänglichkeit von Lasten unterschiedlicher Art festzulegen.“ (2009, 237) Beauvoir begründet die aristotelischen Schlussfolgerungen im Bezug auf das Alter folgendermaßen:

Die Seele ist bei ihm nicht reiner Intellekt; selbst die Tiere besitzen eine Seele, und sie steht notwendigerweise in Beziehung mit dem Körper; der Mensch existiert nur durch die Verbindung beider: Sie ist Form des Körpers, die Leiden, die diesen heimsuchen, befallen also den ganzen Menschen. Der Körper muss intakt bleiben, damit das Alter glücklich ist [...] (2008, 140)

In der Schrift „Rhetorik“ geht Aristoteles näher auf das Alter ein. Denn wer die Kunst der Rede beherrschen will, muss natürlich auch über seine Zuhörer Bescheid wissen. Dazu teilt er das menschliche Leben zunächst einmal in drei unterschiedliche Abschnitte. „Lebensalter sind Jugend, Lebenshöhepunkt und Greisenalter.“ (rhet. II, 12, 1388b 35) Der Körper steht „zwischen dem 30. und 35. Lebensjahr, der Geist um das 49. Lebensjahr“ (ebd., 14, 1390b 10-11) in seiner Blüte. Jene, „die in der Blüte ihres Lebens stehen, [nehmen] ihrem Wesen nach eine Mittelstellung zwischen beiden Altersgruppen“ (ebd., 1390a 29) ein. „Allgemein ausgedrückt vereinigen sie beide förderlichen Eigenschaften in sich, die Jugend und Alter getrennt für sich haben, wovon aber die einen zuviel, die anderen zuwenig haben, haben sie das passende Maß.“ (ebd., 1390b 7-9)

Die Jungen sind noch von ihren ständig schwankenden Begierden und intensiven Wünschen bestimmt. Dementsprechend impulsiv, mutig, launisch, jähzornig, ehrgeizig und siegeshungrig sind sie (vgl. ebd., 12, 1389a). Sie sind voller Erwartungen und „von Natur aus so feurig, wie die Betrunkenen es vom Wein sind, zugleich auch deshalb, weil sie noch nicht viele Fehlschläge hinnehmen mussten.“ (ebd., 19-22) „Geldgierig sind sie in keiner Weise, weil sie noch keine Not erfahren haben“ (ebd., 14-15). Sie sind auch „nicht böseartig, sondern gutwillig, weil sie noch nicht viel an Schlechtigkeiten gesehen haben. Sodann sind sie gutgläubig, weil sie noch nicht oft getäuscht worden sind.“ (ebd., 17-20) Sie leben vorwiegend hoffnungsvoll, weil die Zukunft für sie noch langfristig zu denken ist und da sie guter Hoffnung sind, sind sie sehr mutig. Aufgrund ihrer Leichtfertigkeit werden sie aber schnell getäuscht.

Weiterhin sind sie auf Großes aus, denn sie sind vom Leben noch nicht gedemütigt worden, [...] sie leben mehr nach ihrem moralischen Empfinden als nach Berechnung. [...] Unrecht begehen sie aus Übermut, nicht aus Gemeinheit. Sie neigen zu Mitleid, weil sie alle für anständig halten und für besser, als sie es wirklich sind. Nach ihrer eigenen Unschuld beurteilen sie ja auch ihre Mitmenschen, so daß sie glauben, diese litten unverdient. Auch lachen sie gern, weshalb sie auch einen Hang zu Späßen haben. Witz ist nämlich kultivierter Übermut. So ist also der Charakter der Jugend. (ebd., 1389a 30 - 1389b 13).

Erst wenn der Mensch lange genug in dieser Welt lebt, wird er eines Besseren belehrt. So ist es für Aristoteles ein logischer Schluss, dass ältere Menschen böseartig, misstrauisch und kleinmütig sind: „Weil sie nämlich schon viele Jahre gelebt haben, öfter enttäuscht worden sind, öfter Fehlritte begangen haben und die Mehrzahl der menschlichen Unternehmungen schlecht ausgeht [...], weil sie vom Leben erniedrigt worden sind.“ (ebd., 13, 1389b 14-25). Und weil der Mensch im Laufe seines Lebens die Notwendigkeit des Geldes und den

damit verbundenen Aufwand kennen lernt, wird er knauserig, auch egoistisch und richtet sein Leben am Vorteil aus. (vgl. ebd., 1389b 25 - 1390a 20)

Auch leben sie mehr nach Berechnung als nach ihrer Gesinnung, denn die Berechnung ist Sache des Nützlichen, Gesinnung Sache der Moral. Unrecht begehen sie aus Boshaftigkeit, nicht aus Übermut. Zwar neigen auch die Alten zum Mitleid, aber nicht aus demselben Grund wie die Jungen, diese nämlich aus Nächstenliebe, jene aus Schwäche. (ebd., 1390a 16-21)

Alte Menschen sind geschwätzig und leben in der Erinnerung, der Vergangenheit – „was auch der Grund ihrer Geschwätzigkeit ist. Unablässig reden sie ja davon, was war, an der Erinnerung haben sie ihre Freude.“ (ebd., 1390a 9-11) Weiters heißt es, dass alternde Menschen feige sind, sie fürchten sich ohne Anlass und erwarten aufgrund der Erfahrung, die das Leben mit sich bringt, immer Schlimmes. Aristoteles selbst sagt Folgendes: „[D]ie meisten Dinge, die geschehen, sind ja schlimm, jedenfalls fallen sie in der Mehrzahl eher schlimmer aus [...]“ (ebd., 1390a 4-6) Dies ist für ihn aber keineswegs eine Entschuldigung. Stattdessen heißt es weiter: „Sie glauben nämlich, alle Leiden stünden ihnen kurz bevor [...]. Daher jammern sie auch immer, sind nicht zu Späßen aufgelegt und keine Freunde des Gelächters, denn der Hang zum Jammern steht im Gegensatz zur Freude am Lachen.“ (ebd., 1390a 21-24). Außerdem sind sie egoistisch und nur an ihrem eigenen Vorteil interessiert. Aufgrund ihres Egoismus ist es ihnen auch egal, was die anderen von ihnen denken. Dies wiederum führt dazu, dass sie kein Schamgefühl besitzen: „Des weiteren sind sie eher schamlos als beschämt. Weil sie sich um das Edle nicht in demselben Maße wie um das Vorteilhafte kümmern, liegt ihnen nichts an der Meinung der Leute.“ (ebd., 1390a 1-4) Liessmann zitiert diesbezüglich den Philosophen Odo Marquard, der im Gegensatz dazu gerade jene „Schandmaulkompetenz“ als einen Vorzug des Alters nennt. Hinzu kommt, dass der Mensch am Ende seines Lebens auch am Ende sämtlicher Illusionen angekommen ist. Erstens kann sich der alte Mensch ohne Zukunft ungehemmter äußern, zweitens kann er ohne Illusionen klarere Theorien bilden. „Die einzige Tugend des Alters, so ließe sich daraus folgern, ist so etwas wie eine intellektuelle Rücksichtslosigkeit [...]“ (Liessmann 2009, 24). Liessmann bedauert, dass sich dieser Vorzug weder in politischen, noch in ästhetischen oder wissenschaftlichen Diskursen bemerkbar macht. Der mögliche Grund dafür ist, dass sich der Mensch von der Konformität, die er sein Leben lang eingeübt und eingehalten hat, nicht mehr befreien kann, so „dass auch der Verlust von Zukunft keine neuen Energien mehr freisetzt.“ (ebd.) Außerdem gibt Liessmann zu bedenken: „Und es darf nicht darüber hinweggesehen werden, dass diese

„Schandmaulkompetenz“, auch wenn sie sich artikuliert, in der Gesellschaft nicht allzu ernst genommen wird [...]“ (ebd.) Wie zuvor bereits angedeutet wurde, wird der alte Mensch nicht als der Wissende, sondern als der Unwissende wahrgenommen. Seine Welt ist Vergangenheit und die neue Welt, in der er sich nun wieder findet, versteht er nicht mehr. „Wer aber nicht mehr versteht, kann auch keine triftige Theorie mehr bilden.“ (ebd., 24-25) Folglich wird er weder gehört, noch ernst genommen.

Vermutlich würde sich Aristoteles, der gar keinen Vorzug im Alter finden kann, durch diese Gedanken bestätigt fühlen. Nicht einmal im Erlöschen der Begierden mit zunehmendem Alter, die Aristoteles ebenfalls anführt, kann er einen Vorteil erkennen, weil die dem Verlust entspringende Gelassenheit gar nicht echt ist. Die Alten erscheinen zwar besonnen, aber tatsächlich verlagern sich ihre Begierden auf den Besitz:

Ihre Zornesausbrüche sind heftig, aber ohne Wirkung, und ihre Begierden sind teils erloschen, teils schwach, so daß sie nicht nach Maßgabe ihrer Begierden, sondern ihres Vorteils trachten und handeln. Daher erscheinen Menschen in diesem Alter besonnen, ihre Begierden sind erschlaft, und sie sind Sklaven des Gewinns. (rhet. II, 13, 1390a 12-15)

Während die Jungen also feurig und hitzig durchs Leben gehen, erkalten die alternden Menschen. An dieser Stelle sei noch hinzuzufügen, dass sich das Erkalten der alternden Menschen nach Aristoteles, wie in der Sammlung „Kleine naturwissenschaftliche Schriften“ nachzulesen ist, nicht nur auf deren Gemüt, sondern auch auf die körperliche Ebene bezieht: „Man muß ja davon ausgehen, daß ein Lebewesen von Natur aus feucht und warm ist und daß diese Beschaffenheiten zum Lebensprozeß gehören, daß aber das Alter und der Tod trocken und kalt sind.“ (long. 466a 18-19) Und an einer anderen Stelle heißt es erklärend: „Daher sind sie [die Tiere], wie man beobachten kann, warm, wenn sie leben, wenn sie sterben und das Leben verlieren, kalt.“ (juv. 469b 8-9)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass nach Aristoteles’ „Rhetorik“ jeder Mensch als Optimist in die Welt kommt, um dieselbe am Ende seines Lebens (von diesem gebrochen) als Pessimist wieder zu verlassen. Die Alten haben folglich Grund genug, voller Neid auf die Jungen zu blicken. Denn es sind „diejenigen, die das besitzen oder erworben haben, was uns [den Alten] selbst einmal zustand oder wir selbst einmal besaßen.“ (rhet. II, 10, 1388a 20-21) In den Erläuterungen zur „Rhetorik“ des Aristoteles von Christoph Rapp heißt es: „Die Älteren beneiden die Jüngeren, weil die solche Güter haben, die sie früher hatten: Die Älteren leben nämlich überwiegend im Zustand der Erinnerung (...), in dem sie auf frühere Erfolge usw. zurückblicken.“ (Aristoteles 2002,

673) Welche Güter hier gemeint sind, geht aus dem Text allerdings nicht hervor. Hauptsächlich geht es jedoch um Vermögen, wahrscheinlich auch Positionen, von denen der neidische Mensch meint, dass sie ihm selbst zustehen. Vermutlich ist der Neid des alternden Menschen, dem langsam das Leben entgleitet und der sich immer mehr an materielle Güter klammert, auch dadurch zu begründen, dass der junge Mensch mit Leichtigkeit die Dinge erwirbt, die er selbst nur mehr mit Schwierigkeit erlangt: „Personen, die für etwas einen großen Aufwand betrieben haben (Zustand), beneiden die, die für dasselbe nur einen geringen Aufwand betrieben haben (Zielpersonen).“ (ebd.) Es ist somit auch kaum verwunderlich, dass Aristoteles das Alter zu jenen Dingen zählt, welche Mitleid erregen. Denn alles „was leid- und schmerzhaft ist, ist mitleiderweckend, ebenso alles, was Vernichtung bringt, und alle Übel, die das Schicksal verursacht, sofern sie eine bestimmte Größe aufweisen.“ (rhet. II, 8, 1386a 5-7) Und dazu gehört eben auch das Alter. Beauvoir stellt insgesamt fest: „Aristoteles’ Auffassung vom Alter geht dahin, die Alten von der Macht auszuschalten, da er in ihnen verminderte Individuen sieht.“ (2008, 141) Zumindest heißt es in der aristotelischen Schrift „Politik“, dass es für diejenigen, die als Teil des Staates gelten, einen ihrem Alter entsprechenden Ruheposten geben muss. Als Teil des Staates gelten nun der Wehrstand und die Staatsberater, nicht aber die für den Staat unentbehrlichen Ackerbauern und Handarbeiter. Der Wehrstand und die Berater werden, zu alt geworden, für die Ausübung des priesterlichen Amts empfohlen:

Denn natürlich wird man keinen Bauern oder Handwerker zum Priester bestellen, vielmehr ziemt es sich, daß Staatsbürger es sind, welche den Göttern ihre Ehren erweisen; da nun aber die Bürgerschaft in zwei Teile zerfällt, in die bewaffnete Macht und die Berater des Staates [...], und es sich wohl ziemt, daß diejenigen, welche ihres hohen Alters wegen von diesen beiden Aufgaben bereits entbunden sind, den den Göttern gebührenden Dienst versehen und hierin einen angemessenen Ruheposten finden, so muß man diesen die Priestertümer übertragen. (pol. VII, 9, 1329a 28-34)

Beauvoir erkannte im Zusammenhang mit dieser neuen Aufgabe, die den Bürgern ab einem gewissen Alter zugewiesen wurde, auch den erwähnten Aspekt des Machtverlustes.

2. 2. 2. Alter als Phase des Niedergangs

Gutes Alter heißt, langsam und schmerzfrei zu altern, nicht schnell – aber auch nicht langsam und dafür unter Schmerzen; ein glückliches Älterwerden beruht auf körperlichen Vorzügen und auf Glück; denn wer nicht frei von Krankheiten und nicht rüstig ist, wird nicht frei von Leiden und Schmerzen sein, und nur mit Glück wird er im Alter lange leben. (rhet. I, 5, 1361b 27-31)

Das glückliche Alter, wie es Aristoteles beschreibt, nämlich ein langsames und schmerzfreies Alter ohne Krankheit, das mit einem plötzlichen Tod beendet wird, ist ein Lebensende, das sich jeder erträumt. Wie allerdings die Wirklichkeit in den meisten Fällen aussieht, beschreibt Norberto Bobbio in seinem sehr persönlichen Werk über das Alter. Als Siebenundachtzigjähriger formuliert er: „Auch in mir haben sich Veränderungen vollzogen, seit mit dem Jahr 1988, der Schwelle zu meinen Achtzigern, die ersten Krankheiten des wirklichen, nicht des nur eingebildeten oder gefürchteten Alters auftauchen.“ (1997, 43) An dieser Stelle kennzeichnet Bobbio das Alter in Verbindung mit dem Auftreten von Krankheiten. Immer wieder wurde das Alter sogar mit Krankheit gleichgesetzt. Beispielsweise setzt Améry diese zwei Aspekte gleich, da er im Alter keine Hoffnung auf Genesung erkennen kann. Selbst wenn der alternde Mensch von einer Krankheit geheilt wird, findet er sich

nach der Wiederherstellung stets auf einem tiefer gelegenen Punkt der Spirale des Organischen wieder: [...] Es ist das Altern eine *unheilbare* Krankheit, und weil es ein Leiden ist, unterliegt es den gleichen phänomenalen Gesetzen wie irgendeine akute Beschwerde, die uns in einem beliebigen Lebensstadium befallen mag. (1977, 44)

Beauvoir widerspricht der Annahme, Alter sei Krankheit, mit folgenden Worten:

Ich halte das nicht für gerechtfertigt; die Krankheit ist ein Zwischenfall; das Alter hingegen ein Gesetz des Lebens. [...] Es besteht eine Wechselbeziehung zwischen Alter und Krankheit; diese beschleunigt das Altern, und hohes Alter macht anfällig für pathologische Störungen, insbesondere für entsprechende Degenerationsprozesse. [...] Alte Menschen sind mit einer Vielzahl chronischer Krankheiten behaftet. (2008, 35)

Rosenmayr erklärt, dass es sich bei dem Prozess des Alterns um ein universelles Phänomen handelt, das den gesamten Kosmos betrifft: „Im physikalischen Altern gibt es, wenn nicht Eingriffe erfolgen, nur eine Richtung, nämlich jene, die auf Abbau, Schwächung und schließlich auf Zerfall hinführt.“ (2007, 36) Im Gegensatz zur Materie wird sich das Leben immer gegen den Tod wehren. „Das Leben leistet Widerstand.“ (ebd., 327) Dies gewährleistet Lebendiges einerseits dadurch, dass es sich selbst erhält und zwar in Form von Aktivität, welche als stofflicher Austausch mit seiner Umwelt verstanden werden muss. Andererseits entwickelt das Leben eine Gegenkraft im Sinne von Wachstum und Vermehrung: „Der Individualtod, so endgültig er für das Bewusstsein ist, wird durch Zeugung, Fortpflanzung überwunden.“ (ebd., 38) Zusammengefasst können die Kräfte, die das Leben erzeugt, um sich gegen den kosmischen Verfall zu wehren, Selbstheilungskräfte genannt werden. Dieses Vermögen lässt jedoch im Laufe der Zeit nach. „Die Organismen

verlieren im Alterungsprozess an Fähigkeit, sich Energien zur Lebenserhaltung nutzbar zu machen.“ (ebd., 331) Als Hauptgrund für den Prozess des Alterns nennt Rosenmayr den Schwund der Selbsterhaltungskräfte.

So ist biologisches Altern als abnehmende Fähigkeit aufzufassen, Verluste wettzumachen. [...] Biologisches Altern ist auch als Ermüdung der zellulären Teilungsfähigkeit zu sehen. [...] Teils durch ‚Ermüdung‘, teils durch Zunahme von Fehlerhaftigkeit ‚passiert‘ das Altern. Man könnte, analog zur abnehmenden Gehirnleistung des Kurzzeitgedächtnisses, sagen, dass in die gesamte biologische Restitution und Korrektur beziehungsweise in die Selbstergänzung im Altern, ‚Vergesslichkeit‘ einbricht. (ebd., 331)

Es soll hier nur am Rande erwähnt werden, dass das Leben zwar versucht, sich dem Tod zu widersetzen, es aber trotzdem auf ihn angewiesen ist, um seine schöpferische Kraft zu entwickeln. Der Tod eröffnet Neues, bringt Wandel. „Ohne Tod keine evolutionäre Differenzierung und ‚Revision‘. Höherentwicklung verlangt Sterben.“ (ebd., 38)

Zurück zum biologisch bedingten Verfall, der ein glückliches Alter laut Aristoteles unmöglich macht. Beauvoir verweist auf die Unmöglichkeit, einerseits lange zu leben und andererseits nicht zu altern, weil

von einem gewissen Zeitpunkt an bei jedem Menschen ein Rückgang ein[tritt]. Wenn man von ‚schönem Alter‘ [...] spricht, so bedeutet das, dass der alte Mensch physisch und geistig sein Gleichgewicht gefunden hat, aber nicht, dass sein Organismus, sein Gedächtnis, seine Fähigkeiten zur psychomotorischen Anpassung die eines jungen Menschen wären. Niemand, der lange lebt, entrinnt dem Alter; es ist ein unvermeidliches und nicht umkehrbares Phänomen. (2008, 44)

Bobbios Beschreibung seines Alternsprozesses fügt sich ebenfalls in diesen Zusammenhang:

Die Wahrheit ist [...], daß der Abstieg ins Nirgendwo sehr lange dauert, länger als ich jemals gedacht hätte, und daß er langsam ist, so langsam, daß er kaum wahrnehmbar scheint (ich spüre ihn allerdings durchaus). Der Abstieg ist unaufhaltsam und, was schlimmer ist, unkehrbar [...]. (1997, 42)

Altern ist trotz seines biologischen, universalen und unumkehrbaren Charakters ein individuelles Phänomen, welches durch die Stereotypisierung hauptsächlich defizitär gedeutet wird. Mit den Worten Bobbios: „Das Alter ist die letzte Phase des Lebens und wird meist als die Phase des Niedergangs, der Degeneration, der abfallenden Lebenskurve eines Individuums dargestellt [...] In der Dyade alt-jung bezeichnet ‚jung‘ die positive Seite, ‚alt‘ dagegen die negative. (ebd., 55) An dieser Stelle soll eine weitere von Bobbios aussagekräftige Schilderungen über das Älterwerden herangezogen werden:

Nach meiner Erfahrung, die ich nicht verallgemeinern will, ist das, was das Alter von den Jugendjahren und auch vom reifen Erwachsenenalter unterscheidet, das Langsamwerden der Bewegungen des Körpers und des Geistes. [...] Die Langsamkeit des alten Menschen [...] ist an sich und in den Augen der anderen peinlich. Sie erregt eher Bedauern als nachsichtiges Mitleid. Es ist das natürliche Schicksal des Alten, daß er zurückbleibt, während die anderen weitergehen. (ebd., 56-57)

Weil der alternde Mensch nicht mehr mit den anderen mithalten kann, wird ihm die Welt immer fremder. Darauf soll in einem späteren Kapitel noch näher eingegangen werden. Aber nicht nur die Welt, sondern – so Améry – der Mensch selbst wird sich immer fremder. Weil sich der Körper des alternden Menschen durch Krankheiten und Leid verändert, wandelt sich auch das Verhältnis, welches der Mensch zu seinem Körper hat. Während ihm in jungen Jahren der Körper die Welt eröffnete, wird sie ihm nun durch den alternden Körper verwehrt. Der Körper drängt sich so weit auf, bis der Mensch nur noch Körper ist. Améry spricht von einer „extreme[n] Materialisierung meines ohnehin stark materialisierten Körpers.“ (1977, 51) So wird der Körper im Alter immer mehr Masse und immer weniger Energie. „Diese Masse, die durchaus der Alternskranke als eine solche in sich verspürt, ist das feindselige, das [...] *neue Ich*, das fremde und im genauen Wortsinne widerwärtige.“ (ebd., 49) Da der Mensch seinem Körper nicht entfliehen kann, wird ihm dieser zu einem Gefängnis, zu einer Hülle, welche er nicht als Teil von sich, sondern als etwas Äußeres erlebt. Der eigene Körper wird zu einem Fremden und aus diesem Grund spricht Améry von „Selbstentfremdung“ (ebd., 43):

Das soll ich sein? fragt sich der am Altern und durch das Altern Kranke, wenn er in den Spiegel blickt oder im Schreiten, Rennen, Steigen wieder und wieder erfährt, daß die Welt zum Widersacher wird, daß aus dem Körper, der ihn und sich selber trug, ein corpus wird, das in ihm lastet und sich Last ist. (ebd., 48)

Die Last des Körpers führt zu dem Wunsch des Alternden, diese Hülle einfach abzustreifen, um wieder er selbst zu sein. Améry lässt seinen fiktiven Alternden sagen: „Wenn einen nur der verdammte Kadaver in Ruhe ließe!“ (ebd., 49) Er rebelliert sozusagen gegen diese Außenhülle, die durch Schmerzen und nachlassende Funktionsfähigkeit auf ihre Zugehörigkeit verweist. Obwohl der Mensch weiß, dass er altern und sterben wird, ist der mit körperlichen Veränderungen einhergehende Prozess des Alterns befremdlich, sobald dieser eintritt und einen dann selbst betrifft. Améry beschreibt dies sehr eindrücklich:

Eine 75jährige Dame von noch guter körperlicher Verfassung besuchte einen Facharzt ihres sie quälenden Rheumatismus wegen, von dem sie im Tone zorniger Entrüstung immer wieder erklärte,

sie habe ihn ja früher auch nie gehabt, und jetzt solle ihn ihr der Arzt gefälligst aus dem Körper zaubern. Der Mann war zu Scherz aufgelegt und meinte: Ja, gnädige Frau, wann wollen Sie denn eigentlich Ihren Rheumatismus haben, wenn nicht jetzt? Die Dame verstand den Spaß gar nicht: sie wollte den Rheumatismus nicht haben, in keinem Lebensstadium, so wie sie überhaupt nicht alt sein und zu sterben wünschte, da Alter und Tod Begebnisse sind, die andere betreffen. (ebd., 43)

Améry unterstreicht damit, dass der Prozess des Alterns „kein ‚Normalzustand‘ für den Alternden“ (ebd.) ist. Bei Beauvoir ist diese These in ihrer Ambivalenz ebenfalls nachzulesen: „Auf eine verwirrende Art ist das Alter ein normaler anomaler Zustand.“ (2008, 366) Normal ist das Altern im Sinne des bereits beschriebenen biologischen Gesetzes des Verfalls beziehungsweise des Alterungsprozesses. Zu einer Anomalie wird es jedoch, da der alternde Mensch „den Standpunkt eines noch jungen Menschen ein[nimmt], der es beunruhigend fände, wenn er schwerhörig oder weitsichtig wäre, wenn er gesundheitliche Beschwerden hätte oder rasch ermüdete.“ (ebd.) Das Alter ist nach Beauvoir etwas, das der Mensch nicht zu realisieren vermag und doch leben muss. „Vor allem leben wir es in unserem Körper.“ (ebd., 387) Demnach ist der Prozess des Alterns – der vor allem eine körperliche Erscheinung ist – vom Menschen, dem er widerfährt, nicht einzuholen. Weil der Mensch sich selbst immer aus der für ihn als normal bewerteten Perspektive betrachtet – eine Wertung, die er vor allem aus seiner Gewohnheit ableitet –, ist das Auftauchen von Einschränkungen im Alter für ihn so anormal wie die Unterbrechung des für ihn als normal empfundenen Gesundheitszustandes durch eine Krankheit. Mit dem Unterschied, dass der Prozess des Alterns kein vorübergehender Einschnitt, sondern ein anhaltender Abbruch des Normalzustandes ist. Was zuvor selbstverständlich war, wird nun zur Herausforderung und verlangt Hilfsmittel wie Gehstöcke, Prothesen, Hörgeräte oder durch Inkontinenz begründete Einlagen. Da der Verfall – so Beauvoir – schicksalhaft ist, wird ihm keiner entgehen. Es hat aber jeder Einzelne Einfluss darauf, wie er mit seinem Schicksal umgeht: „Oft genug zählt die körperliche Belastung weniger als die Einstellung, die man dazu einnimmt.“ (ebd., 389) Die Haltung zum eigenen Alter wird wiederum stark von der Gesellschaft beeinflusst. Améry bewertet sogar die Betrachtung der Anderen stärker, als die Last des eigenen Körpers: „Bewirkt wird von den Anderen, mehr als vom Körper“ (1977, 57), „denn er selbst [der alternde Mensch] ist ‚Welt‘, ist Gesellschaft und sieht sich mit den Augen dieser.“ (ebd., 58) Wenn einer Gesellschaft nun zum Beispiel vor dem alternden Körper ekelt, wird diese Haltung vom Alternden übernommen. Améry erklärt, dass der Mensch vor seinem eigenen Körper und dessen Veränderungen beziehungsweise „Verschandelung“ (ebd., 57) – wie er sie an dieser Stelle nennt – „keinen ursprünglichen

Abscheu empfinden kann“ (ebd.), sondern der Ekel vielmehr „von außen auferlegt ist“ (ebd.). Da die im Alter auftretenden Einschränkungen von der Gesellschaft negativ beurteilt werden, zieht sich der alternde Mensch zurück. Er schämt sich und kapituliert: „Weil man sie aufgegeben hat, geben diese Alten sich selber auf und wollen nicht die kleinste Anstrengung mehr machen.“ (Beauvoir 2008, 390) Die Schlussfolgerung, dass es am Besten wäre, gar nicht zu altern und einfach immer jung zu bleiben, bietet für dieses Dilemma selbstverständlich keine Lösung. Anstatt von ewiger Jugend zu träumen, hält es Rosenmayr für sinnvoll, von „Alternsmilderung“ (2007, 26) zu sprechen. Er versteht darunter „die Reduktion von Beschwerlichkeiten, die längere Erhaltung von Gesundheit, Aktivierungshilfen medizinischer und sozialer Art und die weitere Verlängerung von Lebenschancen, durch eine Vielzahl von Eingriffen.“ (ebd.) Das sind für ihn „vertretbare Zukunftsperspektiven.“ (ebd.) Ein adäquater Umgang mit dem Alter und dessen Veränderungen fordert eben einen Wandel in der Gesellschaft. Auch Améry erkennt diese gesellschaftliche Aufgabe. Dennoch formuliert er resigniert:

Heute wie gestern glaube ich, daß gesellschaftlich alles unternommen werden muß, um alternenden und alten Menschen ihr mißliches Geschick zu erleichtern. Und zugleich beharre ich noch immer darauf, [...] daß sie aber am tragischen Ungemach des Alterns *nichts Grundsätzliches* zu verändern, zu verbessern imstande sind. (1977, 12)

Der Prozess des Alterns konfrontiert den Menschen mit seinem Körper und dessen Einschränkungen. Er wird gebrechlicher und langsamer. Der Blick der Gesellschaft drängt ihn zusätzlich noch mehr in seine Körperlichkeit, bis der Mensch nur noch Körper ist. Améry schildert dies drastisch: „Ich werde, wenn ich erst das Stadium des Alterns überschreite und in die Armee der Alten einrücke, nur noch Körper sein und sonst nichts [...]“ (ebd., 50-51). Die schwerwiegendste und traurigste Seite des Alterns scheint jedoch die Irreversibilität zu sein – der Alternde schreitet unaufhaltsam auf sein Ende zu. „Und das ist vielleicht das Härteste am Altwerden: das Gefühl, dass man nicht mehr umkehren kann, dass etwas Endgültiges geschieht.“ (Beauvoir 2008, 388)

2. 2. 3. Das todbringende Alter

Die im vorhergehenden Kapitel beschriebene Endgültigkeit beklagt der griechische Tragödiendichter Euripides in dem Stück „Herakles“. Ein Chor aus Greisen singt (v. 649-653):

Doch das traurige, tötende
Alter haß ich: hinweg über See
Treib es! Nie zu der Sterblichen
Häusern noch zu Städten nahn
Sollt es, sondern in Äthershöhn
Stets auf Schwingen dahinfliehn! (Euripides 1964, 108)

Das todbringende Alter sollte dem Menschen erspart bleiben. Wären die Götter klug, würden sie den Menschen doppelte Jugend schenken. Denn die „Jugend erfreut, fesselt mich süß; aber das Alter lastet/ Über dem Haupt [...]“ (ebd.). Dem könnte mit dem christlichen Glauben entgegengehalten werden – im „Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft“ heißt es: „Altern ist Folge und Zeichen von Gott gesetzter Endlichkeit geschöpflich-irdischen Lebens, zugleich aber Einfallstor leidvoller Krankheiten und Ohnmachtserfahrungen.“ (1998, *Alter*) Das Annehmen dieser Lebenssituation „gelingt in dem Maße, in dem der Mensch sich innerlich der Fügung Gottes anvertrauen und doch angesichts abnehmender Möglichkeiten sein Leben als sinnvoll und bejaht erleben kann.“ (ebd.) Der Buddhismus beklagt das Alter zwar nicht, bezeichnet es aber als Leiden. Das Alter ist nicht die Zeit, in der man dem Leben und der Welt nachtrauert, sondern sich endgültig von diesen loslösen sollte. Rosenmayer schreibt in seinem Buch „Älter werden als Erlebnis“:

In Indien wird im traditionellen Lebenslaufschemata des Ashram der Rückzug der Alten aus familiärer Verantwortung und Macht in die asketisch betonte Einsamkeit und Ablösung zu dem auf das Nirvana orientierten Heiligen (Samjasin) vorbereitet. Die Familienmacht und Produktionsleitung sollen stets in den Händen der mittleren Generation verbleiben. (Rosenmayr 1988, 34)

Dies folgt daraus, dass das Alter „von Buddha in einem Atemzug mit Krankheit, Leiden und Tod genannt [wurde], es war eine besondere Vorbereitungszeit zur Überwindung der Täuschungen der Welt, eine Einübung in spirituelle Distanz.“ (ebd., 52) Ohne religiöse Unterstützung, den Glauben an Gott oder eine spirituelle Aufgabe wie der Loslösung von der Welt steht man der Endlichkeit (womöglich bereits tief in die Genüsse oder Täuschungen der Welt verwoben) wohl ganz anders gegenüber. Dies ist nicht nur bei Euripides zu sehen. Anacreon, ein griechischer Lyriker, pries – so Beauvoir – „die Liebe, die Freuden, den Wein, die Frauen; zu altern bedeutet, alles zu verlieren, was das Leben köstlich machte [...]“ (2008, 127). Und so beschreibt er sein Spiegelbild, die Endlichkeit des Lebens und den Tod voller Schmerz (Fragment 44 Diehl):

Schon ergraut sind mir die Locken
An den Wangen, weiß das Haupthaar,

Und der holden Jugend Liebreiz
Ist dahin, vergreist die Zähne.
 Von dem ach süßesten Dasein
Nur ein Restchen Zeit ist übrig.

Darum stöhn ich tief von innen
Immer auf, vorm Dunkel schauernd.
Denn unheimlich ist des Todes
Kammer, fürchterlich der Abstieg
 In sein Haus; stiegst du hinunter,
Kehrst du niemals, niemals wieder. (Anakreon 1964, 58)

Das Alterslob und die Altersklage unterscheiden sich vor allem durch die Schwerpunktsetzung der Werte. Der eine bewertet das Alter positiv, weil er eine Maximierung der Lebenserfahrung erkennt, der andere beurteilt es negativ, weil er vordergründig eine Minimierung von Lebenskraft und Freude am Dasein sieht. Wird das Alter defizitär betrachtet, ist es Verfall, körperlicher Abbau. Letztendlich sieht es sich auch noch mit dem größten Verlust konfrontiert: mit dem des Lebens. Die Angst „niemals, niemals wieder“ (ebd., 58) zurückzukehren. Die fehlende Vorstellung von einer Existenz nach dem Tod lässt denselben unheimlich erscheinen. Aber weder das Alter, noch das Wissen von der Endlichkeit des Lebens bleiben dem Menschen erspart. In dem Märchen „Die Lebenszeit“ der Gebrüder Grimm, sind der Mensch und seine Gier selbst schuld daran, dass sein Alter länger und mühsamer ist als das der Tiere. Nachdem Gott die Welt und alle Geschöpfe erschaffen hatte, wollte er ihre Lebenszeit bestimmen. Zuerst trat der Esel vor den Schöpfer. Die von Gott ausgewählten dreißig Jahre erschienen ihm zu lange für sein mühevolleres Leben und so wurden ihm zwölf Jahre erlassen. Danach sprachen der Hund und später der Affe vor, die dreißig Jahre Lebenszeit ebenfalls als viel zu lange empfanden. Der Hund sprach: „Bedenke, was ich laufen muß, das halten meine Füße so lange nicht aus; und habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?“ (1980, 743) Gott erließ dem Hund und schließlich auch dem Affen, der keine dreißig Jahre lang lustige Streiche und Späße anstellen wollte, ebenfalls Zeit. „Endlich erschien der Mensch, war freudig, gesund und frisch und bat Gott, ihm seine Zeit zu bestimmen. ‚Dreißig Jahre sollst du leben‘, sprach der Herr, ‚ist dir das genug?‘ ‚Welch eine kurze Zeit!‘ rief der Mensch.“ (ebd., 743-744) Als Gott ihm die übrigen Jahre des Esels schenkte, war ihm das immer noch zu kurz. Auch die zusätzlichen Jahre des Hundes waren ihm zu wenig und als Gott ihm auch noch die Jahre des Affen gab, war er zwar noch immer nicht zufrieden. Da er aber keine weiteren Jahre mehr erhalten sollte, ging er. Die Konsequenzen für den Menschen waren folgende:

Also lebt der Mensch siebenzig Jahr. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre, die gehen schnell dahin; da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Daseins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels, da wird ihm eine Last nach der anderen aufgelegt [...] und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder. (ebd., 744)

Auch hier wird das Alter als Abstieg beschrieben, wenn auch als ein selbstverschuldeter. Obwohl sich Sinn und Wert, der dem Alter beigemessen wird, je nach Gesellschaft verändert, bleibt die Betrachtung des Alters als gefürchteter Abstieg immer präsent. Kein Wunder, dass der Mensch anfängt von Verjüngung zu träumen: „Den Traum von einem Sieg über das Alter hegte das Mittelalter genauso wie die Antike. Die Idee der Verjüngung ging immer um.“ (Beauvoir 2008, 174)

2. 2. 4. Der Tod als die Grundbedingung des Lebens

Die Endlichkeit des Lebens wirft natürlich auch die Frage nach der Unsterblichkeit auf. Dieses Problem begegnet zum Beispiel im Mythos des Tithonos. Eos, die griechische Göttin der Morgenröte, verliebt sich in den sterblichen Tithonos und erbittet für ihn bei Zeus die Unsterblichkeit. Der Wunsch wird ihr gewährt. Da sie jedoch vergessen hat, auch nach ewiger Jugend zu bitten, altert Tithonos wie jeder andere Sterbliche. Letztendlich erlöst Eos den jämmerlich schrumpfenden Tithonos und verwandelt ihn in eine Zikade. (vgl. Hunger 1959, 124)

Ähnlich beschreibt Jonathan Swift in seinem Roman „Gullivers Reisen“ die Last der unsterblichen „Struldbrugs“, auf die Gulliver im Volk der Luggnaggier trifft. Wird ein Kind mit einem roten Fleck auf der Stirn geboren, ist dies das Zeichen dafür, dass es niemals sterben wird. Als Gulliver davon erfährt, spricht er in Begeisterung von dem Glück, dass jenen Struldbrugs widerfahren muss. Befreit vom Unglück des Todes, welches die menschliche Natur belastet, könnten sie sich den Wissenschaften, den Veränderungen der Kultur und anderen wunderbaren Entdeckungen widmen, wodurch sie zu einer „lebendige[n] Schatzkammer des Wissens und der Weisheit“ (1974, 301) würden. Die Einheimischen müssen Gulliver nun widersprechen und erklären ihm, dass die Struldbrugs zwar ewig leben, es ihnen aber nicht zuteil wird, immerwährende Jugend, Geisteskraft und Gesundheit zu erfahren. Bis zu ihrem dreißigsten Lebensjahr verhalten sie sich wie die Sterblichen, danach überfällt sie Melancholie und Niedergeschlagenheit, die sich bis ins achtzigste Lebensjahr steigert. Sie zeigen im weiteren Verlauf typische Eigenschaften des

Alters, jedoch in gesteigerter Form. An dieser Stelle zeichnet Swift ein sehr negatives Altersbild:

[S]o zeigten sie nicht allein alle Torheiten und Schwächen anderer alter Leute, sondern noch viel mehr, die eine Folge der furchtbaren Aussicht, niemals zu sterben, seien. Sie wären nicht allein eigensinnig, verdrießlich, habgierig, mürrisch, eingebildet und geschwätzig, sondern auch der Freundschaft unfähig und unempfänglich für jede natürliche Zuneigung [...]. (ebd., 305-306)

Sie verlieren ihre Haare und Zähne. Neid verfärbt ihren Charakter, der sich hauptsächlich auf das Vergnügen der Jungen und den Tod der Alten richtet. Da sie ihr Gedächtnis verlässt, sind sie nicht in der Lage, ihre Gelehrsamkeit zu mehren. Stattdessen vergessen sie während des Sprechens Bezeichnungen von Dingen und Namen von Personen. Sie können sich nur an Dinge aus ihrer Jugend erinnern, wodurch ihnen jegliches Erlernen von neuem Wissen versagt bleibt. Da die Struldbugs unfähig sind, irgendeinen Nutzen oder Gewinn für die Gemeinschaft zu erbringen, werden sie ab dem achtzigsten Lebensjahr rechtlich für tot erklärt. Wenn Struldbugs untereinander geheiratet haben, so wird auch die Ehe aufgehoben, sobald einer von beiden achtzig Jahre zählt. „Das Gesetz sieht es nämlich als eine gerechte Vergünstigung an, daß das Elend derjenigen, die ohne eigene Schuld zu einem ewigen Verweilen in dieser Welt verdammt sind, nicht auch noch durch die Last eines Weibes verdoppelt werden sollte.“ (ebd., 306) Nach dieser Erkenntnis muss Gulliver feststellen, dass sein Wunsch nach ewigem Leben stark nachgelassen hat. Aber wäre ewiges Leben zumal dann wünschenswert, wenn es mit fortwährender Jugend verbunden wäre?

Simone de Beauvoir erzählt in ihrem Roman „Alle Menschen sind sterblich“ von Fosca, einem Menschen, dem Unsterblichkeit und die dazu erwünschte Jugendlichkeit verliehen wird. Fosca beneidet die Sterblichen um die Gnade des Todes, die dem Menschen überhaupt erst erlaubt, sein Leben mit Sinn zu füllen. „Eine begrenzte Zukunft, ja; ein begrenztes Leben, das ist menschenlos und ist genug [...]“ (2007, 458). Ein Dasein ohne Ende verliert demnach jegliches Ziel. Es hört auf, ein Leben zu sein, weil dem Menschen erst durch den Tod das Leben gegeben ist. „Und von der Stunde an, wo man geboren wird, fängt man schon an zu sterben. Aber zwischen Geburt und Tod liegt doch eben das Leben.“ (ebd., 456-457) Die Menschen sind beständig dabei, Altes zu zerstören und Neues zu schaffen, wodurch sie ihrem Leben einen Sinn geben. Das ist die Lebendigkeit, die der Ewigkeit verwehrt bleibt. Fosca sagt Folgendes über die Menschen: „Sie wollen nicht das Glück, sondern sie wollen leben. [...] Es gibt Augenblicke, wo sie

ein Feuer im Herzen brennen fühlen, und das nennen sie leben.“ (ebd., 286) Auch die Unsterblichkeit errettet den Menschen nicht. Was ihm bleibt, ist sein Schicksal anzunehmen oder es weiterhin zu beklagen.

Es wird ersichtlich, dass die Unsterblichkeit ohne Jugendlichkeit keinesfalls wünschenswert ist und auch nie endende Jugend die Ewigkeit nicht erträglicher macht. Beauvoirs Held erkennt die Sinnlosigkeit des Lebens ohne den Tod. Heidegger schreibt in „Sein und Zeit“, dass die Ganzheit des menschlichen Seins, das er „Dasein“ nennt, mit dem Ende – dem Tod – zusammen gesehen werden muss. Dieses Ende wird ontologisch positiv verstanden, weil es konstitutiv notwendig für das Ganzsein ist. Es geht in diesem Zusammenhang aber nicht um das Ende des Seins, sondern darum, „daß das Dasein als geworfenes Sein zu seinem Ende existiert.“ (2006, 251) Das geworfene Sein meint das Dasein, welches in eine Welt geworfen ist, die es selbst nicht erschaffen hat. Solange der Mensch lebt, befindet er sich gleichsam in diesem Wurf. Heidegger deutet mit dieser Umkehrung eben nicht ein Ende an, durch welches erst ein Ganzes entstehen kann, weil es sich ja bereits um ein Ganzes handelt, welches sich „selbst wesenhaft erschlossen ist und zwar in der Weise des Sich-vorweg“ (ebd.), wodurch es sich demnach permanent zu seinem Ende hin verhält. Jenes Sich-vorweg entspringt aus dem Dasein, denn in diesem „steht, solange es ist, je noch etwas aus, was es sein kann und wird.“ (ebd., 233) Das Werden des Daseins muss jedoch anders verstanden werden, als das Werden eines Stück Holzes zu einem Stuhl. Es geht nicht darum, dass aus etwas etwas anderes wird – im Sinne eines summativen Hinzufügens –, sondern je zu werden, was ist beziehungsweise sein soll. Das ist nun die je *eigenste* Möglichkeit, welche aus der Vergangenheit und der Zukunft in das Dasein hereinwirkt und es mitkonstituiert. Somit ist das Dasein immer schon über sich hinaus, ebenso wie es an die Geschichte rückgebunden ist, ohne dass es diese Aspekte beeinflussen könnte. Der Tod wird somit nicht als Ende, sondern als Möglichkeit verstanden. So wie die Geburt und die Faktizität (Dasein als tatsächliches Faktum) dem Dasein erst ermöglicht, sich zu verhalten, so entsteht mit dem Tod – als „die Möglichkeit der schlechthinnigen Daseinsunmöglichkeit“ (ebd., 250) – überhaupt erst Zeitlichkeit. Die Grenze des Todes ist notwendig, denn nur weil das Dasein endlich ist, gibt es für den Menschen ein Verständnis von Zeit und somit einen Möglichkeitsraum. Ein unsterbliches Wesen, welches keine Zeit besitzt, ist nicht einmal mehr in der Gegenwart und wäre in einem ewigen Stillstand gefangen. Es könnte sich nichts vornehmen – es hätte keine Möglichkeiten.

So radikal wie bei Heidegger wurde die Sterblichkeit in Verbindung mit der Zeitlichkeit noch nie gedacht. Er erläutert, wie der Mensch den Tod in der Alltäglichkeit – im *Man* – wahrnimmt, welches sich im *Gerede* äußert. Das *Man* ist ein wesentliches Strukturmoment des Daseins. Das Subjekt ist sich zunächst nicht als eigenes Selbst, sondern als *Man* gegeben, da es sich von den Anderen her versteht. Diese Anderen sind keine bestimmten Anderen, sondern lediglich jene, die da sind – die anonyme Masse, das Neutrum, das *Man*. „Das ‚man stirbt‘ verbreitet die Meinung, der Tod treffe gleichsam das Man.“ (ebd., 253) Dieses *Man* betrifft jedoch niemanden direkt. Das Dasein weiß, dass es endlich ist und trotzdem darf dieses Wissen nicht als empirisch verstanden werden. Jene *Gewissheit* über den Tod entspringt nämlich nicht der Tatsache, dass alle Menschen bisher irgendwann einmal gestorben sind, sondern sie zeichnet das Dasein an sich aus. Der Tod muss als *Daseinsentzug* verstanden werden, und nicht als Etwas, das jeden irgendwann einmal trifft. Das Dasein unterliegt nun also der Gefahr, sich ins *Man* zu flüchten. Dadurch wird das eigentlich unvertretbare Sterben verallgemeinert und begegnet nun im unpersönlichen *Man*. Mit der *Gewissheit* des Todes geht seine *Unbestimmtheit* einher. Weil das Dasein nicht wissen kann, wann der Tod eintritt, steht er eigentlich immer ins Dasein herein. Dieses fühlt sich aber nicht betroffen und schiebt den Tod von sich fort. Auf diesem Weg wird die ontologische Dimension des Todes verkannt. „Niemand zweifelt [zwar] daran, daß man stirbt.“ (ebd., 255) – das Dasein nimmt zwar wahr, dass andere sterben – „aber zunächst bleibt man selbst unbetroffen.“ (ebd. 253) Mit der Einstellung, dass *man* zwar, aber jetzt noch nicht stirbt, besorgt das *Man* „eine ständige Beruhigung über den Tod.“ (ebd.) Es ist eine Flucht vor dem Tod, denn „[d]as Man läßt den Mut zur Angst vor dem Tode nicht aufkommen.“ (ebd., 254)

Es gibt Kulturen, die auf unterschiedlichste Weise mit dem Tod umgehen, Riten und Kulte entwickelt haben und auf ihre je spezifische Weise Trauerarbeit leisten. Auch all diese Formen bieten jedoch keine befriedigende Auseinandersetzung im Sinne Heideggers, weil sich jeder Mensch dem Tod, der je schon in das eigenste Dasein herein spricht, selbst stellen muss. Und zwar nicht, damit sich das Dasein auf seinen Tod „vorbereitet“, sondern um die eigenste Möglichkeit seiner Existenz wahrzunehmen. Solange aber das Dasein dem Tod gegenüber jene „Gleichgültigkeit [ausbildet,] *entfremdet* [sich] das Dasein seinem eigensten, unbezüglichen Sein-können.“ (ebd.) Die ständige Flucht vor dem Tod kennzeichnet „die Seinsart des *Verfallens*.“ (ebd.) Dadurch wird das eigene Sein-Können gleichsam nivelliert.

Heidegger nennt fünf Momente, mit deren Hilfe er den Tod als Daseinsmöglichkeit herausarbeitet. „*Der Tod als Ende des Daseins ist die eigenste, unbezügliche, gewisse und als solche unbestimmte, unüberholbare Möglichkeit des Daseins.*“ (ebd., 258-259) Erstens ist das Dasein auf sich selbst verwiesen. Es kann den Tod nicht auf das *Man* abschieben, denn es ist unmöglich, dass das Sterben dem Dasein abgenommen wird. Folglich ist der Tod die *eigenste* Möglichkeit. Die *unbezüglichste* Möglichkeit ist er, weil wir dem Tod ohne Bezug und Halt „gegenüber“ stehen. Die ontologische Tragweite des Todes kann nicht durch die Analyse des Todes eines anderen Daseins erkannt werden. Im Dasein sind – den Tod betreffend – „alle Bezüge zu anderem Dasein gelöst.“ (ebd., 250) Drittens ist uns der Tod *gewiss*. Dadurch aber, dass sich das Dasein beruhigt, indem es vor dem Tod flüchtet und ihn verdeckt, wird sichtbar, dass es sich über den Tod doch auf eine ganz andere Art gewiss ist, „als es selbst in rein theoretischer Besinnung wahrhaben möchte.“ (ebd., 258) Folglich weiß das Dasein „um den gewissen Tod und ‚ist‘ doch seiner nicht eigentlich gewiß.“ (ebd.) Weil er *unbestimmt* ist, ist er jeden Augenblick möglich. Im ausweichenden Sein aber tröstet sich das Dasein damit, dass der Tod vorläufig noch nicht eintritt. Obwohl es demnach die Gewissheit kennt, weicht es dem *Gewisssein* aus und befindet sich somit in einem *uneigentlichen* Sein zum Tod. In dieser Uneigentlichkeit liegt aber bereits die Möglichkeit zur *Eigentlichkeit*. Das Dasein flüchtet wie bereits erwähnt in das *Man-selbst*. Dort, im *Man-selbst*, fühlt sich das Dasein sicher. Ohne dass es sich hier mit seiner vereinzelter Geworfenheit konfrontiert sieht, übernimmt das *Man* die Entscheidungen der *eigensten* Möglichkeiten. Es scheint, als nähme das *Man* dem Dasein das Leben, das *eigenste* Seinkönnen, die *eigenste* Möglichkeit zu existieren, ab. Die Seinsweise des Daseins bedeutet aber, *je* schon Möglichkeiten zu ergreifen. Im *Man-selbst* werden dem *Selbst* die Daseinsmöglichkeiten abgenommen, „wodurch sich das Dasein in die Uneigentlichkeit verstrickt“ (ebd., 268). *Eigentlichkeit* bedeutet, dass das Dasein seine eigensten Möglichkeiten selbst wählt und ergreift. In Bezug auf den Tod heißt das:

Eigentliches Sein zum Tode kann vor der eigensten, unbezüglichen Möglichkeit *nicht ausweichen* und in dieser Flucht sie *verdecken* und für die Verständigkeit des *Man* *umdeuten*. [...] Zunächst gilt es, das Sein zum Tode als ein *Sein zu einer Möglichkeit* und zwar zu einer ausgezeichneten Möglichkeit des Daseins selbst zu kennzeichnen. (ebd., 260-261)

Heidegger deutet hier eine Paradoxie an. Der Tod nämlich „ist die Möglichkeit der Unmöglichkeit jeglichen Verhaltens zu..., jedes Existierens.“ (ebd., 262) Somit ist nicht der Tod selbst das Interessante, sondern die Endlichkeit – die Tatsache, dass das Dasein

sterben *muss*, weil erst dadurch die „Seinsmöglichkeit des *Daseins*“ entsteht. (ebd., 261) Womit auch das fünfte Moment, die *unüberholbare* Möglichkeit des Todes für das Dasein, auftritt. „Als Seinkönnen vermag das Dasein die Möglichkeit des Todes nicht zu überholen.“ (ebd., 250) Das eigene Sein ist an die radikale Endlichkeit rückgebunden. Damit wird der Sinn des Todes, als absolute und möglichkeitsschaffende Grenze, akzentuiert. Bedeutung wird hier nicht der Entscheidungsfreiheit zugesprochen, sondern der Möglichkeit des Möglichkeitsraumes überhaupt. Das Dasein wird erst durch die Möglichkeit des Todes in einem Möglichkeitsraum aufgespannt. Und jener Möglichkeitsraum erweist sich erst als sinnvoll, wenn er begrenzt ist. Denn wären alle Möglichkeiten eröffnet, gäbe es keine Möglichkeiten. Das Dasein könnte sich die Wahl zur Wahl ohne diesen Limes gar nicht vorstellen, auch wenn es jenen Limes nie erreichen kann. Außerdem stirbt das Dasein faktisch und ständig, da es „sich in seinem Sein zum Tode immer schon so oder so entschieden“ (ebd., 259) hat.

Möglichkeit darf nicht als Gegensatz zur Wirklichkeit verstanden werden. Auch nicht auf die Weise, dass die Möglichkeit mehr wert wäre als die Wirklichkeit. Heidegger geht es darum aufzuzeigen, dass das Dasein – und zwar nur dieses – durch die Möglichkeit ausgezeichnet ist, sich so oder so verhalten zu können. Dasein ist je seine Möglichkeit. Daher kann es nie auf Faktisches reduziert werden. Es ist sich immer schon voraus, da es die Möglichkeit *ist*, sich aus der Geschichte in die Zukunft zu entwerfen. Der herein stehende Tod erschließt uns Möglichkeiten. Um den Möglichkeitsraum überhaupt ergreifen zu können, muss das Dasein erst für den Möglichkeitssinn der Möglichkeiten offen werden. „Das vorlaufende Freiwerden *für* den eigenen Tod befreit von der Verlorenheit in die zufällig sich andrängenden Möglichkeiten, so zwar, daß es die faktischen Möglichkeiten, die der unüberholbaren vorgelagert sind, allererst eigentlich verstehen und wählen läßt.“ (ebd., 264) Hier wird ein bestimmter Freiheitsaspekt deutlich, denn die eigenste Besonderheit kann sich nicht am anderen orientieren. Unüberholbar zeigt sich das Dasein, indem es auf sich selbst zurückgeworfen und an seine eigenste Endlichkeit rückgebunden ist. „Das Dasein ist eigentlich es selbst nur, sofern es sich [...] primär auf sein eigenstes Seinkönnen, nicht aber auf die Möglichkeit des Man-selbst entwirft.“ (ebd., 263) Das Sein zum Tod muss also positiv, als zeitliche Aufgespanntheit, verstanden werden, damit das Dasein als Möglichkeit wahrgenommen wird. Möglichkeit impliziert aber immer auch eine Unmöglichkeit, was darauf hinweisen sollte, dass das Dasein mit der Endlichkeit zusammengebracht werden muss. Mit dieser möglichen Unmöglichkeit seiner Existenz befindet sich das Dasein aber vor dem Nichts. Deshalb ist

das Sein zum Tod wesenhaft Angst. Eine Angst, die dem Dasein den Boden unter den Füßen wegzieht.

Das Mögliche und das Unmögliche – beide sind konstitutiv für das Dasein – fallen immer zusammen. Die Offenheit einer Möglichkeit liegt nicht im Rahmen der Verwirklichung, sie ist nicht berechen- oder planbar. Das Dasein hat oder *ist* die Möglichkeit zur *Eigentlichkeit*. Indem es sich nicht in das *Man* flüchtet, sondern seine *eigenste, unbezügliche, gewisse, unbestimmte und unüberholbare Möglichkeit* erkennt und ergreift, kann es sich seiner eigenen Besonderheit bewusst werden und diese leben.

Améry knüpft mit seiner Frage an Heidegger an: „Aber ist denn nicht das Leben ein zum Tode-Sein und ist nicht gerade darum [...] die eigentliche Dimension des Menschen gerade die Zukunft als Zeit?“ (1977, 27) Bei Heidegger hieß es, dass sich das Dasein zu seinem Ende verhält, es ist sich immer schon vorweg, weil die Zukunft in das Dasein hereinsteht und dadurch dem Dasein ermöglicht, sich zu entwerfen. Was bedeutet, dass das Dasein in der Zukunft *auf-sich-zukommt*: „Das ursprüngliche und eigentliche Auf-sich-zukommen ist der Sinn des Existierens [...]“ (2006, 330) Daher ist die Zukunft das Grundphänomen der Zeitlichkeit. Das Dasein trägt seine Zukunft nicht schicksalshaft in sich, sondern die Zukunft steht noch aus. Diese Offenheit zeichnet das Dasein aus, sie ermöglicht dem Dasein sein Sein zu vollziehen. „Das ‚vor‘ und ‚vorweg‘ zeigt die Zukunft an, als welche sie überhaupt erst ermöglicht, daß Dasein so sein kann, daß es ihm *um* sein Seinkönnen geht.“ (ebd., 327) Die Zukunft begründet das „Sichentwerfen“ (ebd.), wodurch sie aber wie bereits erläutert endlich sein muss. „Es [das Dasein] hat nicht ein Ende, an dem es nur aufhört, sondern *existiert endlich*.“ (ebd., 329) Somit wäre Amérys Frage, ob die eigentliche Dimension des Menschen die Zukunft sei, zu bejahen. Améry selbst beantwortet seine Frage folgendermaßen: „Sie ist es und ist es nicht, und in dem Ja und Nein, das als Antwort dieser Frage gebührt, wiegt das Nein stärker als das Ja.“ (1977, 27) Der junge Mensch wartet auf das Leben, die ganze Zukunft liegt vor ihm: „Jung sein, das ist: den Körper hinauswerfen in die Zeit, die *keine* Zeit ist, sondern Leben, Welt und Raum.“ (ebd., 26) Auf ihn kommen das Leben und seine Möglichkeiten zu, aber was kommt auf den alternden Menschen zu, worauf wartet dieser?

Was auf ihn zukommt, ist der Tod, der wird ihn ganz aus dem Raume nehmen, [...] enträumlichen, wird ihm die Welt und das Leben nehmen und der Welt ihn und seinen Raum rauben. [...] Wo aber der Tod ins Spiel tritt als Zielpunkt des Erwartens, wo, für den Alternden, dieser Tod als das zu Erwartende täglich mehr Wirklichkeitsgehalt bekommt [...], dort sollte von Zeit-in-die-Zukunft nicht mehr gesprochen werden. Denn der Tod, den wir erwarten, ist kein Etwas. [...] Auf ihn warten ist kein zu- ihm-Sein, denn er ist nichts. (ebd., 27)

Zeit ist für den Menschen, „der in die Welt hineinlebt, kein persönliches Problem – bis zum Augenblick, freilich, des O-weh-wohin-entschwanden-alle-meine-Jahr‘. Erst dann, wenn einer der Entschwundenheit und Unwiederbringlichkeit gewahr wird [...], wird Zeit zu einer an ihn gerichteten Frage.“ (ebd., 24-25) Bei Améry – im Gegensatz zu Heidegger – hebt der Tod, im Anbetracht des hohen Alters, „den Sinn jeglicher Vernunft auf.“ (ebd., 27) Auch Beauvoir erwähnt, dass das Alter das Verhältnis zur Zeit verändert, da sich die Zukunft verkürzt und „[d]er alte Mensch weiß, dass sein Leben gelebt ist und dass er es nicht noch einmal leben kann.“ (2008, 491) Beauvoir verweist an dieser Stelle auf Sartre, der wiederum mit seiner Daseinsanalyse bei Heidegger anknüpft. Sartre teilt jedoch nicht Heideggers Auffassung, das Dasein als Sein zum Tode zu verstehen ist. Für ihn müssen Tod und Endlichkeit streng voneinander unterschieden werden. Er verortet die ontologische Grundstruktur des Daseins im *Für-sich*. „[D]as Für-sich steht immer aus“ (Sartre 2008, 1058), weil „das Für-sich *effektiv* fortwährender Entwurf ist, sich selbst als Sein zu begründen“ (ebd., 1060). Auch hier wird das menschliche Sein durch die Möglichkeit sich selbst zu entwerfen ausgezeichnet, wenn Sartre auch betont, dass es immerfort daran scheitert. Aber nicht der Tod ist für die Grundstruktur des Für-sich ausschlaggebend, sondern die Endlichkeit, die wiederum nicht durch den Tod gegeben ist, sondern die Struktur des Daseins begründet:

Nicht der Tod erscheint als Garant oder Zeichen meiner Endlichkeit, sondern diese ist eine ontologische Struktur des Für-sich-Seins, der Tod hingegen ist ein kontingentes Faktum. Sartre schließt daraus, dass wir auch endlich blieben, wenn wir unsterblich wären, wir machen uns endlich, indem wir uns wählen. (Kampits 2004, 60)

Die Freiheit wählen zu können, bedeutet sich selbst zu entwerfen und damit die Endlichkeit zu übernehmen, sie begegnet jedoch dem Tod nie, weil er die „Kehrseite meiner Wahl“ (Sartre 2008, 940) ist. „Aber eben weil diese ‚Kehrseite‘ nicht als *meine* Möglichkeit zu übernehmen ist, sondern als die Möglichkeit, daß es für mich keine Möglichkeiten mehr gibt, *beeinträchtigt er mich nicht*.“ (ebd., 940-941) Sartre grenzt sich mit folgenden Worten von Heidegger ab: „Ich bin nicht ‚frei zum Sterben‘, aber ich bin ein freier Sterblicher.“ (ebd., 941) Beauvoir schließt daraus, dass der Mensch in zweifacher Hinsicht endlich ist. Einerseits bedingt durch die Tatsache, dass der Mensch sterblich ist, andererseits durch seine ontologische Struktur. Im Bezug auf den herannahenden Tod bedeutet dies:

Der radikale Unterschied zwischen der Sehweise des alten Menschen und der des Kindes oder des Heranwachsenden besteht darin, dass der alte Mensch seine Endlichkeit entdeckt hat, von der er am Anfang seines Lebens nicht wusste: Damals sah er so vielfältige und so verschwommene Möglichkeiten vor sich, dass sie ihm unbegrenzt erschienen; und die Zukunft, auf die hin er sie entwarf, dehnte sich bis ins Unendliche, um sie aufzunehmen. (2008, 490)

Die Pläne des alternden Menschen liegen entweder verwirklicht hinter ihm oder er hat sie schon aufgegeben. Daraus entsteht eine doppelte Gewissheit für den Alternden: „Seine Jahre sind gezählt, und er wird sich selbst nicht entfliehen.“ (ebd., 492) Norberto Bobbio soll hier auch zitiert werden, da er ebenfalls den zeitlich begrenzenden Aspekt des Alterns erwähnt. Er verweist auf unterschiedliche Formen des Alterns. Würde jedoch jemand danach fragen, wie er selbst sein Alter lebt, so würde er antworten:

Ich könnte mit einem Wort sagen, daß ich ein melancholisches Alter lebe, wobei Melancholie als das Bewußtsein um das Unerreichte und das nicht mehr Erreichbare zu verstehen ist. Dem entspricht das Bild des Lebens als einer Straße, auf der das Ziel immer weiter in die Ferne rückt, und wenn du glaubst, es erreicht zu haben, war es nicht das, was dir als das endgültige Ziel vorschwebte. Das Alter wird dann zu dem Moment, in dem du volle Klarheit darüber gewinnst, daß der Weg nicht nur nicht vollendet ist, sondern daß dir auch keine Zeit mehr bleibt, ihn zu vollenden, und daß du darauf verzichten mußt, die letzte Etappe noch zu erreichen. (1997, 39-40)

Bobbio stellt nicht nur fest, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, um seinen Weg zu vollenden, sondern dass auch alle großen Fragen des Lebens unbeantwortet geblieben sind. „Nachdem du immer versucht hast, dem Leben einen Sinn zu geben, erkennst du jetzt, daß es keinen Sinn hat, sich die Frage nach dem Sinn zu stellen, und daß das Leben in seiner Unmittelbarkeit angenommen und gelebt werden muß [...]“ (ebd., 94) Es wird ersichtlich, dass mit Améry, Beauvoir und Bobbio die Altersklage ihre Berechtigung erhält. Keiner von ihnen will diese Tatsache aber einfach hinnehmen. Beauvoir fordert einerseits gesellschaftliche Veränderungen, andererseits weiß sie, dass für diejenigen, die im Alter nicht aufgeben wollen, „alt sein der Kampf gegen das Alter“ (2008, 390-391) bedeutet. Schmerzen und Müdigkeit können dem alternden Menschen die Lebensfreude nehmen. „Der alte Mensch ist gezwungen, mit seinen Kräften hauszuhalten; [...] [e]r kann also nicht mehr seinen Einfällen nachgeben, seinen spontanen Neigungen folgen: Er muss die Folgen in Betracht ziehen und sieht sich vor Entscheidungen gestellt.“ (ebd. 391) Beauvoir beschreibt einen Kampf, dem sich der Alternde stellen muss, wenn er weiterhin lebendig bleiben will – weil das Leben für ihn nicht mehr selbstverständlich ist, muss er es sich erkämpfen. Améry wiederum legt dar, wie seine eigene Schrift über das Alter zu einer Revolte gegen das Alter wurde:

Was da immer dem Alternden empfohlen wird, wie er sich mit dem Niedergang abfinden, ja diesem allenfalls sogar Werte abgewinnen könne – Adel der Resignation, Abendweisheit, späte Befriedung –, es stand vor mir als niederträchtige Döperie, gegen die zu protestieren ich mir mit jeder Zeit aufgeben musste. So wurden die Versuche in ihrer Qualität als Suche, ohne daß ich es vorher so geplant oder auch nur geahnt hätte, aus einer Analyse zu einem Akt der Rebellion, die aber totale Akzeptation des Unentrinnbaren und Skandalösen widersprüchlich voraussetzt. (1977, 10)

Ähnlich heißt es bei Bobbio:

Man sagt, die Weisheit eines alten Menschen bestehe im resignierten Akzeptieren der eigenen Grenzen. Doch um sie akzeptieren zu können, muß man sie erkennen. [...] Die Grenzen kenne ich wohl, aber ich akzeptiere sie nicht. Ich gestehe meine Grenzen ein, aber nur, weil ich nicht anders kann. (1997, 61)

Es ist eine ambivalente Gegebenheit, die eigene Situation anzuerkennen und sich gleichzeitig dagegen aufzulehnen. Dieses Aufbegehren ist sozusagen eine Lebenspflicht, weil das Leben seine Lebendigkeit bis zum Schluss fordert. Das Aufgeben würde den existenziellen (im Sinne Heideggers) vor dem faktischen Tod bedeuten.

3. Diskursanalyse – warum und wie wird über das Alter(n) geredet?

Der selbstzufriedene Alte aus der rhetorischen Tradition und der verzweifelte Alte bilden zwei extreme Positionen. [...] Zwischen diesen beiden Extremen gibt es unendlich viele andere Weisen, das Alter zu leben [...] Das Alter ist nicht vom vorhergehenden, übrigen Leben geschieden: es ist die Fortsetzung deiner Jugend, deiner Jahre als junger Mensch, deiner Reifezeit. (Bobbio 1997, 36-37)

Wenn das Alter eine Fortführung des bisherigen Lebens ist, warum wird es dann immer besprochen? Mit den Worten Gerd Göckenjans: „Es muß der Mühe wert sein, den Drang genauer zu untersuchen, der die Rede über das Alter antreibt.“ (2000, 13) Zuerst gibt es aber noch eine andere Frage zu klären: Wird überhaupt über Altern gesprochen?

3. 1. Tabuthema Alter

Simone de Beauvoir schreibt: „Für die Gesellschaft ist das Alter eine Art Geheimnis, dessen man sich schämt und über das zu sprechen sich nicht schickt.“ (2008, 5) Folglich verhält sich der Mensch „so, als ob er nie alt würde.“ (ebd. 9) Denn „[w]as gesellschaftlich nicht anerkannt ist, darauf bereitet man sich auch nicht vor.“ (Rosenmayr 1996, 8) Der Mensch interessiert sich nicht für das Phänomen Altern, weil er sich selbst nicht mit seinem Schicksal konfrontieren will. Er schiebt den Gedanken, selbst einmal alt zu werden, weit von sich. Aristoteles erwähnt im Zuge einer Definition von Furcht in seiner Schrift „Rhetorik“ Folgendes: „Das Entfernte fürchtet man ja nicht so sehr. Es wissen doch alle, daß sie sterben werden, aber weil sie nicht nahe davorstehen, kümmern sie sich nicht darum.“ (rhet. II, 5, 1382a 25-27) Alt, das sind immer die Anderen. „Vorzeitig sterben oder altern – eine andere Wahl haben wir nicht. Und dennoch überkommt uns das Alter überraschend [...] und oft wundert man sich, wenn das allgemeine Schicksal – Krankheit, Trennung, Trauer – zum eigenen wird.“ (Beauvoir 2008, 363) Rosenmayr untersuchte, warum die alternden Menschen ihr Älterwerden leugnen und kam zu folgendem Ergebnis: „Jeder Mensch hat Angst vor den ihn gefährdenden Schwächen: die beiden größten Ängste vor dem Alter betrafen in unserer Studie Krankheit und Abhängigkeit. Zu der Angst, abhängig zu werden, kommt noch eine weitere hinzu: jene, an Wert bei den Mitmenschen zu verlieren.“ (1996, 7-8) Einerseits wird das eigene Altern, andererseits der alte Mensch ignoriert. Denn wer keinen Nutzen mehr bringt, dem wird von der Gesellschaft keine Beachtung geschenkt, so Beauvoir:

Doch da er nicht wirkende Kraft der Geschichte ist, interessiert der Greis nicht, man macht sich nicht die Mühe, sein wahres Wesen zu studieren. Mehr noch, in der Gesellschaft besteht eine Übereinkunft, ihn mit Schweigen zu übergehen. Ob die Literatur ihn rühmt oder verächtlich macht, in jedem Fall begräbt sie ihn unter Schablonen. Sie verbirgt ihn, anstatt ihn zu enthüllen. (2008, 208-209)

Jean Améry schreibt in seinem Werk „Über das Altern“ von einem „Gefühl der Unsichtbarkeit oder Unscheinbarkeit“ (1977, 64). Denn, so erklärt er:

Im Leben eines jeden Menschen gibt es einen Punkt Zeit [...], wo er entdeckt, daß er nur ist, was er ist. Mit einem Mal, so erkennt er, bewilligt die Welt ihm nicht mehr den Kredit seiner Zukunft, sie will sich nicht mehr darauf einlassen, ihn als den zu sehen, der er sein *könnte*. [...] Er findet sich – nicht aus eigenem Urteil, sondern als Spiegelbild des Blicks der Anderen, das aber alsbald von ihm interiorisiert wird – als Geschöpf ohne Potentialität. (ebd., 65)

Der Mensch wird demnach im Alter so unsichtbar, als würde er gar nicht mehr existieren. Ihm wird die Möglichkeit genommen, sich weiterhin zu entwerfen. „Die Vergangenheit bestimmt meine gegenwärtige Situation und ihre Öffnung in die Zukunft hin; sie ist das Gegebene, von dem aus ich mich entwerfe und das ich, um zu existieren, überschreiten muss. Das gilt für jedes Lebensalter.“ (Beauvoir 2008, 484) Dies fällt dem Menschen im hohen Alter, allein schon deshalb, weil er weiß, dass er bald sterben wird, nicht leicht. „Aber was bedeutet, in diesem Fall, *wissen*? [...] Mein Tod beschäftigt mich inmitten meiner Entwürfe als ihre unvermeidliche Kehrseite [...]“ (ebd., 576). Der Tod nimmt dem Menschen gleichsam die Möglichkeit, sich weiterhin entwerfen zu können und zwar deshalb, weil der Tod im Alter immer präsenter wird und dem Menschen bewusst wird, dass ihm nur mehr ein winziger Rest Zukunft bleibt. So wird er in seinen Entwürfen gehemmt. „Der alte Mensch weiß, dass sein Leben gelebt ist und dass er es nicht noch einmal leben kann.“ (ebd., 491) Darauf soll in einem nachfolgenden Kapitel noch näher eingegangen werden. Améry beschreibt dieses Phänomen ebenfalls, aber mit der oben zitierten Aussage zeigt er auf, dass dem Menschen die Möglichkeit, sich selbst zu überschreiten, von der Gesellschaft (durch den Blick der Anderen) genommen wird. Aber: „Die Existenz gründet darin, dass sie sich transzendiert.“ (ebd., 484) Und in dem Moment, in welchem die Gesellschaft dem Menschen die Möglichkeit zur Transzendenz nimmt, wird er – mit den Worten Beauvoirs – zum „Grenzfall des menschlichen Daseins“ (ebd., 211) entwürdigt. „Er ist nicht mehr der Mensch selbst, sondern seine Grenze [...]“ (ebd., 209). Nicht der Tod, sondern das von der Gesellschaft aufgezwungene Alter wird zum Gegenpol des Lebens.

Wenn das Alter dann doch thematisiert wird, dann geschieht dies über Stereotype. Améry schreibt, dass dem greisen Menschen vor allem Adjektive zugeschrieben werden, die mit der negierenden Vorsilbe „un“ beginnen: „[E]r ist unfähig erheblicher physischer Leistung, ungeschickt, untauglich zu diesem und jenem, unbelehrbar, unersprießlich, unerwünscht, ungesund, un-jung.“ (1977, 77) Dadurch vollzieht die Gesellschaft eine „*Nichtung* oder Ver-Nichtung des alternden Menschen“ (ebd.). Améry wird in der Tradition der Altersklage verortet. Dass das Alter prinzipiell vorwiegend defizitär betrachtet wird, entspringt dem Wertesystem einer Gesellschaft. „Diese Klischees halten sich zum Teil deshalb, weil der alte Mensch ein unabänderliches biologisches Schicksal erleidet.“ (Beauvoir 2008, 208) Und dieses menschliche Schicksal wird – laut Beauvoir und Améry – als Verfall bewertet, verachtet oder einfach schweigend ignoriert. Améry fasst die Situation des greisen Menschen folgendermaßen zusammen: „Die ‚Welt‘ vernichtet den Alternden und macht ihn auf den Straßen unsichtbar [...] Der Blick der Anderen, der durch ihn hindurch geht wie durch eine transparente Materie, macht ihn zunichte.“ (1977, 78) Die Frage, ob über das Alter(n) überhaupt geredet wird, müsste im Sinne Beauvoirs verneint werden. Wenn das Alter(n) nämlich nicht schweigend übergangen wird, dann wird sein wahres Wesen eben hinter Klischees verborgen.

Gerd Göckenjan kritisiert Beauvoir und meint, sie hätte mit ihrer Theorie sogar „einiges zu der erschreckenden und erschreckten Typisierung des Alters beigetragen [...]“ (2000, 11) Im Gegenzug zu Beauvoirs Behauptung, dass das Alter unthematisiert bleibt, fragt er: „Werden die Alten tatsächlich nicht unentwegt vorgeführt, jede Ecke und auch die angeblich dunklen ausgeleuchtet? Wird Alter nicht immer und zu allem zur Sprache gebracht? Wird Alter nicht eher hervorgezerrt als verdrängt?“ (ebd., 12)

3. 2. Alter als soziale Konstruktion

Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln veranschaulicht wurde, reicht die Rede über das Alter bis in die Antike zurück. Alter wurde also – so Göckenjan – immer schon behandelt: „Wann immer das ganze Leben des Menschen und Metaphern der Abfolge, Kreislauf des Lebens, Lebenslauf, thematisiert worden sind, dann werden auch Altern und Alter thematisiert.“ (Göckenjan 2000, 13) Er weist darauf hin, dass Beauvoir selbst einen großen Teil der Altersdiskurse in ihrem Werk anführt und fragt in folgedessen:

Allerdings, was wäre, wenn Beauvoir das Schweigen nur erfunden hätte, um desto energischer über die Alten zu reden? Nimmt sie nicht in jedem Fall selbst teil an der Produktion von Schablonen, unter denen die Literaten immer den Greis verbergen, wie wir sie gerade selbst gehört haben? Und weiter, wie könnte die Rede über das Alter irgend etwas anderes produzieren als Generalisierungen, oder eben Schablonen, gegenüber der Vielzahl realer Menschen in einem bestimmten Alter? (ebd., 12)

Weil die Verallgemeinerung Kommunikation ermöglicht, wird das Alter(n) in Form von Stereotypen behandelt. „Kommunikation fordert Verdichtung, Typisierung. [...] Die Berücksichtigung empirischer Vielfalt würde die Komplexität der Diskurse laufend steigern und damit immer den Abbruch des Diskurses herbeiführen.“ (ebd., 16) Altern ist ein individuelles und vielfältiges Phänomen, das sehr schwer festzumachen ist und deshalb wird versucht, das Thema über Gemeinsamkeiten und Verallgemeinerungen einzukreisen. Der Leib und seine Veränderungen sind zum Beispiel stark ausgeprägte Symbole des Alters und Göckenjan fragt trotzdem, ob körperliche Stigmata tatsächlich alterscharakteristisch seien. „Ist doch nicht einmal der Körper der Alten eindeutig und typisch ‚Alter‘, trotz der fraglos biologischen Rahmenbedingungen?“ (ebd., 19-20) Die weißen Haare und das faltige Gesicht können bereits durch Kosmetik verdeckt und die alternde Gestalt durch Mode kaschiert werden. Weitere Typisierungen wie zum Beispiel geistige Schwäche, Wiederkehr der Kindheit, Warten auf den Tod können auch nicht einfach als Kennzeichen des Alters übernommen werden. Allerdings werden sie eingesetzt, um sich abzugrenzen:

Gewiß ist Alter ein Abgrenzungskonzept. Die Alten sind immer die anderen, die mit den Gebrechlichkeiten, den Unfähigkeiten und den abzuweisenden Mängeln, es sind die, die unseren Beistand brauchen und denen wir etwas Besseres wünschen, meistens jedenfalls. Denn die Mängel des Alters produzieren auch sogleich Feindlichkeiten und Aggressionen, auch wenn wir das nicht ohne weiteres zugeben würden. (ebd., 12)

Hilfebedürftigkeit und Ruhestand sind ebenfalls keine Alterseigentümlichkeiten. Ersteres ist auch ein Charakteristikum von Kindern, Kranken und Armen. Und der Ruhestand, ein sehr junges Phänomen, war ursprünglich eine Maßnahme gegen die Massenarbeitslosigkeit. (vgl. ebd., 21) Trotzdem ermöglichen Typisierungen ein Herantasten an die wahre Erscheinung des Alter(n)s. Und ganz im Gegensatz zu Beauvoirs Worten, dass die Literaten das Alter verdecken, schreibt die Literaturwissenschaftlerin Ursula Klingenböck: „Literarische Darstellungen des Altern(n)s tragen aber [...] dazu bei, das Alter(n) in seinen verschiedenen Ausprägungen im kulturellen und gesellschaftlichen Diskurs sichtbar zu machen und die Phänomenologie des Alter(n)s zu individualisieren.“ (2009, 141-142) Die Typisierung drängt gleichzeitig in die Polarisierung, wodurch die

Gut-Schlecht-, Richtig-Falsch-Wertungen entstehen. „Dieses polarisierende Konzept Alter ist allerdings sehr alt. Seit den Anfängen der europäischen Denkgeschichte finden wir diese zentrale Aufforderung, das Alter zu ehren, und die reziproke Aufforderung, daß das Alter der Ehre würdig sein müsse.“ (Göckenjan 2000, 14) Aus der Polarisierung heraus entwickeln sich dann Altersbilder. „Altersbilder sind Kommunikationskonzepte.“ (ebd., 15) Zusammenfassend bedeutet dies, dass Alter(n) in Form von Stereotypen behandelt wird. Die Stereotypisierung erzeugt polarisierende Altersbilder, die wiederum überhaupt erst die Rede über das Alter ermöglichen. Wichtig ist, dass es sich dabei eben um Bilder und nicht um Realitäten handelt. Mit den Worten Göckenjans: „Jedenfalls ist dieses polarisierende Konzept Alter nicht Alterswirklichkeit, sondern Deutungskonzept [...]“ (ebd.) Diese Interpretationen sind aber für das Phänomen Alter ausschlaggebend, weil sie es miterschaffen. Daraus schließt er: „Die Ebene des Diskurses und der Deutungsmuster wird immer mitzudenken sein, wenn Alter thematisiert ist.“ (ebd., 17) Eine rein biologische Betrachtung dieses Phänomens, die mit subjektiven Wahrnehmungen ergänzt wird, ist daher unvollständig.

Im vorangegangenen Kapitel wurde durch Améry deutlich, dass der Blick der Anderen (also gleichsam die Gesellschaft) den Menschen in sein Alter drängt. Er nennt diesen Wendepunkt, ab welchen dem Menschen kein Werden mehr zugesprochen wird, das „soziale Alter“ (vgl. 1977, 64-65). Und sehr eindeutig formuliert er: „Er ist gealtert. Die Schuld trägt die Gesellschaft.“ (ebd., 72-73) „Denn dem Blick und dem Urteil der Anderen entgehen wir nicht.“ (ebd., 57) Auch mit Beauvoir wurde schon darauf hingewiesen, dass dem Menschen sein Alter von Außen aufgezwungen wird.

Zweifellos ist Altern Realität. Eine Realität, die in biologischer Hinsicht als Verfall beschrieben wird. Mit Rosenmayr wurde bereits in einem vorderen Kapitel darauf eingegangen. Diese rein biologische Betrachtung, dass Organismen mit der Zeit fehlerhaft werden und ihre Selbstheilungskräfte schwinden, soll an dieser Stelle noch ergänzt werden. Für Beauvoir ist das Altern mit Veränderung verbunden:

Das Alter ist kein statisches Faktum; es ist Ende und Verlängerung eines Prozesses. [...] Nur Stillstand ist gleichbedeutend mit Tod. Das Gesetz des Lebens ist Veränderung. Und eine ganz bestimmte Art von Veränderung kennzeichnet das Altern: unumkehrbar und ungünstig, ein Verfall. (2008, 15)

Ob man diese Wandlung nun positiv oder negativ bewertet, ist gesellschaftlich bedingt.

Wenn man definieren will, was Fortschritt und was Rückschritt für den Menschen ist, so setzt das voraus, dass man sich auf ein bestimmtes Ziel bezieht; aber a priori, absolut ist keines gegeben. Jede Gesellschaft schafft ihre eigenen Werte: Nur im sozialen Kontext kann das Wort Verfall einen präzisen Sinn erhalten. [...] Das Alter lässt sich nur in seiner Gesamtheit erfassen; es ist nicht nur eine biologische, sondern eine kulturelle Tatsache. (ebd., 18)

Ebenso betont Rosenmayr, dass Altern niemals nur rein biologisch betrachtet werden darf. „Altern erfolgt nicht als ein einziger Prozeß, sondern vielschichtig, in einer Mehrzahl von Prozessen.“ (Rosenmayr, 1988, S. 16) Es lässt sich jedoch nicht eindeutig feststellen, von wo die entscheidenden Wirkungen in Bezug auf das Altern ausgehen. Feststeht, dass das Altern sehr unterschiedlich verläuft und „von zahlreichen Faktoren beschleunigt oder verzögert“ (Beauvoir, 2008, 39) werden kann. „Manchmal ist es ein kontinuierlicher Prozess; dann wieder [...] [kommt das Alter] plötzlich“ (ebd.). Abhängig ist dieser Prozess nach Beauvoir zum Beispiel von „der Gesundheit, den Erbanlagen, der Umwelt, den Emotionen, den früheren Gewohnheiten, dem Lebensstandard.“ (ebd.) Die erblich vorgegebenen Gene spielen dabei aber nur eine Nebenrolle. „Nach Auskunft von Fachleuten machen sie [die Gene] ohnehin nur etwa ein Viertel der Faktoren aus, die unsere Lebenserwartung bestimmen.“ (Höffe 2002, 185) Dies verdeutlicht, dass der Mensch und seine Umwelt mehr Einfluss auf den Alterungsprozess haben, als häufig angenommen wird. „Der höher entwickelte Organismus, besonders der Mensch, kann als ein durch die Beziehung zur Umwelt gesteuertes und kultur-geformtes, entwicklungsoffenes System betrachtet werden.“ (Rosenmayr 1988, 16) Dadurch wird der Einfluss einer Gesellschaft samt ihrer Altersbilder deutlich. Die Rede über das Alter und ihr innewohnendes Deutungsmuster ist bereits als ein Teil des Phänomens untrennbar mit diesem verwoben.

Die Vorstellung, daß Alter, ganz ähnlich wie Gesundheit, nicht als Wirklichkeit existiert, sondern als Idee, als Deutungsmuster und als soziale Praktiken, nicht als biologische Entität, erscheint oft befremdend und ist gelegentlich Anlaß zur Entrüstung. [...] Alter sei Realität und eben nicht eine soziale Konstruktion, die erst in diesem Diskurs hergestellt oder bestärkt wird. (Göckenjan 2000, 15-16)

Aufzuzeigen, dass eine scheinbar natürliche Gegebenheit soziale Konstruktion ist, ist das Anliegen, welches Beauvoir und Göckenjan in Bezug auf das Alter verbindet. Vorgänger dieser Theorie ist die Forschung sozialer Geschlechterrollen, für die Beauvoir ausschlaggebend war. Nicht nur die Biologie bestimmt das Geschlecht, sondern auch die Kultur fordert geschlechterspezifische Verhaltensmerkmale. Für das Alter und das Geschlecht gilt, dass „Naturgrundlage und Kultursetzungen ununterscheidbar

zusammenfallen“ (Göckenjan 2000, 38). Beauvoir sieht eine Verbindung zwischen der Geschichte der Frau und der des Greises:

Es ist unmöglich, eine Geschichte des Alters zu schreiben. [...] Man kann zur Not von einer Geschichte der Frau sprechen [...] In dem menschlichen Abenteuer war die Frau nie Subjekt, aber immerhin Vorwand und Triebfeder; ihre Stellung hat sich in einer zwar eigenwilligen, aber doch bedeutungsvollen Linie weiterentwickelt. Dagegen hat der Greis als soziale Kategorie nie in den Lauf der Welt eingegriffen. Solange er leistungsfähig bleibt, ist er in die Gemeinschaft integriert und unterscheidet sich nicht von ihr: Er ist ein männlicher Erwachsener im vorgerückten Alter. Verliert er jedoch seine Fähigkeiten, erscheint er als ein *anderer*, er wird dann, in weitaus stärkerem Maße als die Frau, bloßes Objekt. (2008, 111-112)

Das Alter als soziale Konstruktion erhält seine Realität durch die Rede über das Alter und diese wird daher in den nächsten Kapiteln genauer untersucht werden.

3. 3. Altersdiskurse als Ordnungskonzepte

Der Diskurs über das Alter, der Alter eben mit entwirft, wurde im vorangegangenen Kapitel bereits dargelegt. In den folgenden Kapiteln soll die Rede über das Alter analysiert und erörtert werden beziehungsweise der Frage nachgegangen werden, wie sie das Alter (mit)konstruiert. Gerd Göckenjan erinnert an die Polarisierung Altenverehrung und Altentötung, in der das Alter thematisiert wird. In diesem Zusammenhang verweist er auf religiöse Konzepte, deren Funktion es war, die Alten zu schützen. Um die alternde Generation zu behüten oder zu ehren, muss sich eine Gesellschaft in dieser Forderung einig sein, weil ansonsten kein Schutz gewährleistet werden kann. (vgl. 2000, 23)

Die Ehrwürdigkeit des Alters, Alter als Autorität, sind soziale Symbolisierungen, die von allen gleichzeitig lebenden Generationen aufrechterhalten werden müssen. Der konventionelle Altersdiskurs formuliert daher immer wieder neu seine reziproken Erwartungshaltungen. (ebd.)

Es handelt sich um das wechselseitige Interesse innerhalb aller Generationen, das Leben des Einzelnen in seiner Verbindung mit der Gemeinschaft zu regeln. Seit der Antike werden daher Erwartungshaltungen an das Alter in Form von Altersbildern transportiert. „Altersbilder sind Deutungen, Konzepte, die vor allem als Positiv- oder Negativ-Vorbilder die sozialen Beziehungen orientieren und beeinflussen wollen.“ (ebd., 24) Formuliert werden Verpflichtungen und Erwartungen an das Verhalten der alternden Menschen. Dadurch bieten sich „Orientierungschancen für Jüngere, eben Muster sozialer Ordnung.“ (ebd., 25) Altersdiskurse sind Ordnungskonzepte, die sich sowohl an die alten, als auch an die jungen Menschen wenden.

Der Alterdiskurs stellt Zumutungen, je aktuelle Alterserwartungen. Zumindest in komplexen Gesellschaften wird sich jede einzelne Person den Zumutungen gegenüber verhalten müssen [...] Alter ist dann Vorbild und Leistung der Betroffenen, wenn sie so sind, wie es ihrem Alter entspricht, wie man es von ihnen erwartet [...] Aber Alter ist eben auch die Leistung, die die Personen erbringen, um sich von dem zu distanzieren, was ihrem Alter angemessen ist. (ebd., 27)

So verschafft sich zum Beispiel die alternde Frau in Bertolt Brechts Geschichte „Die unwürdige Greisin“ ein letztes Stückchen Freiheit, indem sie gegen die Alterserwartungen ihrer Zeit verstößt. Nachdem ihr Ehemann verstorben war, genoss sie die letzten zwei Jahre ihres Lebens ohne Verpflichtungen. Sie schloss mit ihrem Familienleben ab, um neue Wege zu gehen. Weil sie sich nicht so verhielt, wie es von ihr erwartet wurde beziehungsweise ihrem Alter angemessen gewesen wäre, sorgte sie bei ihren Kindern für Aufregung. Anstatt einen ihrer Söhne samt Familie in ihrem großen Haus aufzunehmen, zog sie es vor, alleine zu leben. Vereinsamt war sie allerdings nicht. Sie besuchte des Öfteren die Werkstätte des Schusters, in der sich besonders verrufene Existenzen aufhielten. Auch ging sie jeden zweiten Tag in einen Gasthof essen, obwohl sie doch ihr Leben lang immer nur Reste aufgegessen hatte. Es war kaum vorstellbar für die Söhne der alten Dame, dass sie nicht weiterhin bescheiden leben wollte. Stattdessen genehmigte sie sich Rotwein und machte Ausflüge, auf die sie früher immer verzichtete. Sie ging sogar ins Kino, wohin sonst nur Jugendliche oder Liebespaare gingen. „Der Eintritt war gewiß billig, da aber das Vergnügen ungefähr unter den Schleckereien rangierte, bedeutete es ‚hinausgeworfenes Geld‘. Und Geld hinauswerfen, war nicht respektabel.“ (1967, 168) Von der alten Frau wurde Bescheidenheit erwartet. Letztendlich stellte sich aber trotzdem heraus, dass sie keineswegs verschwenderisch mit dem Geld umging. „Wenn sie nicht im Gasthof aß, nahm sie meist nur wenig Eierspeis zu sich, etwas Kaffee und vor allem ihren geliebten Zwieback. Dafür leistete sie sich einen billigen Rotwein, von dem sie zu allen Malzeiten ein kleines Glas trank.“ (ebd., 171) Die verruchten Menschen, die sie bei dem Schuster traf, waren „anscheinend lauter lustige Leute, und es wurde viel erzählt.“ (ebd., 172) Der Greisin gelang es, die letzten Jahre ihres Lebens auszukosten, auch wenn sie damit nicht auf positive Resonanz stieß.

Die Geschichte stellt dar, wie stark durch Erwartungshaltungen oder „Codes“ – wie sie Göckenjan nennt – versucht wird, das Alter zu bestimmen. Altersbilder sind bei genauerer Betrachtung also Anforderungen oder Verpflichtungen, die sich im Laufe der Geschichte verändern und unterschiedlich genutzt werden. Das Ziel der Altersdiskurse ist somit nicht die Beschreibung, sondern die Setzung von verbindlichen Normen. Göckenjan bezeichnet den Alterdiskurs daher als einen Moraldiskurs. „Es werden Maßstäbe benannt

von gut und schlecht, von richtig und falsch, von aufgeschlossen und verbohrt, von dem, was dem Alter zukommt und dem, was es zu leisten hat.“ (Göckenjan 2000, 27) Deshalb geben die Diskurse auch keine genauen Altersgrenzen an, sondern „umschreiben aufgrund der Richtig-Falsch-, Gut-Schlecht-Polarisierungen nur implizite, qualitative Abgrenzungen.“ (ebd., 30)

Die Alterstheorien beginnen zwar mit den antiken Texten, aber für die Rede über das Alter gibt es vermutlich keinen geschichtlichen Anfang. „Wenn die Quellen der europäischen Geistesgeschichte einsetzen, sind die ordnenden Figurationen schon fertig und eben auch schon die Kritik, die Abgrenzung zwischen richtig und falsch. Das Material und die ordnende, voraussetzungsreiche Figuration ist das Leben [...]“ (ebd., 36) Die Menschen haben ein Bedürfnis, das Leben zu ordnen und dies geschieht, indem sie den Teilen, also den unterschiedlichen Lebensstufen, ihren Platz zuweisen. Gliederungen des Lebens gibt es von der Gegenüberstellung Jugend und Alter bis hin zur pythagoreischen Siebenteilung. Es handelt sich dabei um Ordnungsvorstellungen, Abstraktionen der unterschiedlichen Lebensstufen, aber nicht um Naturgegebenheiten (vgl. ebd., 37).

Betrachtet man den Altersdiskurs genauer, wird sogleich ersichtlich, dass mit dem Vergleich von Alterslob und Altersklage erst ein Anfang der Analyse gemacht ist. Göckenjan erkennt vier unterschiedliche Diskurstypen: Alterslob, Altersschelte, Altersklage und Alterstrost. (vgl. ebd., 42) Sie beschäftigen sich alle mit „der richtigen Ordnung des Leben und daher [mit] der richtigen Lebenseinstellung“ (ebd., 52). „Nur um eines geht es bei alledem sicher nicht, um empirisches Alternserleben.“ (ebd., 55) Die vier Diskurstypen sollen anhand von Gerd Göckenjans Analyse in den nächsten Unterkapiteln erörtert werden.

3. 3. 1. Alterslob

Das Gespräch zwischen Kephalos und Sokrates im ersten Buch der „Politeia“ behandelt Stereotypen – zum Beispiel den jammernden, unzufriedenen Greis, den nachdenklichen Alten, der im Angesicht des Todes noch einmal sein Leben überdenkt oder auch denjenigen, der unter der schlechten Behandlung seiner Familie leidet. Diese Bilder werden gezeichnet, um sich von ihnen abzugrenzen. Wer ein gutes, maßvolles Leben gelebt hat, für den ist auch das Alter noch ein Genuss. „Die Antworten des Kephalos sind Lob des richtig gelebten, des philosophischen Alters.“ (Göckenjan 2000, 43) Platon hat aber weder eine Idealisierung des Alters im Sinn, noch stellt er eine Theorie über das Alter

auf. „Die Kephalos-Episode hat Altersbetrachtung als Gegenstand, aber diese verweist wieder zurück auf das ganze Leben.“ (ebd., 44) Thematisiert wird das Leben und nicht das Alter an sich. Das Lob betrifft eigentlich eine bestimmte Lebensführung, die wiederum Forderungen stellt. „Anforderungen sind die andere Seite des Lobs. Die Begierden der jüngeren Jahre sollen vor allem absterben, der Mensch soll gefasst und gefällig, also beherrscht und hilfsbereit sein.“ (ebd.) Autorität wird dem Greis dann zugesprochen, wenn er die Erwartungshaltungen erfüllt und sich vorbildlich verhält – nicht aber aufgrund seiner Lebensjahre. Platons Staat wird auf Tugend, Autorität und Vernunft aufgebaut. Dieselben Bedeutungen kommen auch dem Greis zu, der als Repräsentant des Staates fungiert. Auch in diesem Kontext wird aber nicht der Greis thematisiert, sondern der Staat. Der greise Mensch wird eigentlich nur nebenbei erwähnt:

Wir haben es bei diesen Stellungnahmen mit einem impliziten Altersdiskurs der Nebenbemerkungen und der Randkonstruktionen zu tun, der nicht an dem hohen Alter selbst interessiert ist. Es werden Altersbilder der Weisheit, Erfahrung und überlegenen Kenntnis in den Dienst des Idealstaates genommen. (ebd., 41)

Platon bedient sich der Altersbilder, er thematisiert sie nicht. Er nutzt sie „in Beispiel- und Vorbildfunktionen“ (ebd., 41-42). Interessant ist, dass Göckenjan in den gegensätzlichen Äußerungen von Platon und Aristoteles eine gemeinsame Intention erkennt. Auch Aristoteles macht von den Altersbildern Gebrauch – und zwar als Polarisierungsmittel.

3. 3. 2. Altersschelte

Aristoteles polarisiert, und Polarisierung will immer etwas Drittes, ist nicht Selbstzweck. Aristoteles will das ideale Maß, die richtige Antwort, und das produziert Abgrenzungen, Grenzmarkierungen. [...] Aristoteles nutzt Altersbilder zur Formulierung idealer Persönlichkeitsmerkmale, für einen idealen Lebenslauf, aber entwickelt er eine Alterstheorie? (Göckenjan 2000, 40)

Was zunächst nach Schelte aussieht, ist eigentlich „der Gedanke, dass die Erfahrung nicht ein Faktor des Fortschritts, sondern der Rückbildung ist.“ (Beauvoir 2008, 141). Im schlechten Charakter des Greises zeichnen sich die Spuren des Lebens ab. Weil ein langes Leben auch viele unangenehme Erfahrungen mit sich bringt, sind die Alten verbittert, misstrauisch und ohne Moral. Göckenjan schließt daraus: „Aristoteles schilt vielleicht gar nicht das Alter, aber doch die Zeit, die zermüht, sicherlich das Nachgeben, die moralische Schwäche, daß den verderbenden Kräften und Einflüssen des Lebensprozesses, der Lebenserfahrungen nicht widerstanden wird.“ (2000, 42) Aristoteles stellt der Jugend das

Alter gegenüber und formuliert „fast alle der konventionalisierten negativen Altersstereotypen“ (ebd., 39). Zwischen der Jugend und dem Alter ordnet Aristoteles jene Altersgruppe ein, welche die idealen Persönlichkeitsmerkmale besitzen. Weil sie sich genau zwischen den beiden Extremen befinden, halten sie das richtige Maß. Sie sind daher diejenigen, die

weder allen trauen noch allen mißtrauen, sondern eher realistisch urteilen, weder ausschließlich ihr Leben nach dem Edlen noch dem Vorteil ausrichten, sondern auf beides, ferner weder knauserig noch schwelgerisch sind, sondern wie es sich ziemt. Ebenso verhält es sich, was Zorn und Begierde betrifft. Sie sind besonnen mit Mut und mutig mit Besonnenheit. Diese Eigenschaften liegen bei Jungen und Alten nämlich getrennt vor, denn die Jungen sind mutig und zügellos, die Älteren maßvoll und feige. (rhet. II, 14, 1390a 30-1390b 6)

Mit Hilfe des hohen Alters kann Aristoteles sein Bild vom vorbildhaften Menschen zeichnen und genau das ist es, worum es Aristoteles eigentlich geht. Für Göckenjan ist es ganz offensichtlich, „daß es ihm um Typenbildung idealer Persönlichkeitscharakteristiken geht, jedenfalls nicht um die Würdigung einer Altersstufe.“ (2000, 39) Beide, Aristoteles und Platon (auch wenn ihre Strategien unterschiedlich sind), benutzen also den Altersdiskurs, um eine philosophische, tugendhafte Lebensordnung aufzuzeigen.

3. 3. 3. Altersklage

Die Altersklage bezieht sich auf den Tod, der mit fortschreitendem Alter immer näher rückt und letztendlich alles zunichte macht. Sein Eintreten beendet die Freuden des Lebens und sein Herannahen verkündet er mit dem Alter. Das Haar färbt sich weiß, die Zähne verfallen und – wie Anakreon schreibt: „der holden Jugend Liebreiz/ Ist dahin [...]“ (1964, 58). Bedauert werden die vergangenen Jahre, die endenden und nie wiederkehrenden Freuden der Jugend und die Kürze der verbleibenden Zeit: „Von dem ach süßesten Dasein/ Nur ein Restchen Zeit ist übrig.“ (ebd.) Göckenjan erkennt die Altersklage als „Klage über die Endlichkeit des Lebens“ (2000, 45). Auch diese mündet in einer Forderung nach der richtigen Ordnung des Lebens. Bei Euripides ist zu lesen, dass er das Alter hasst, während er sich an der Jugend erfreute. Er schilt die Götter: „Wäret ihr klug, Götter, und wögt Menschengeschick mit Weisheit,/ Schenktet ihr wohl doppelte Jugend [...]“ (1964, 108). Er sieht dieses Geschenk als Belohnung für ein gutes Leben. Tugendhaftigkeit soll gewürdigt werden und der Weise folglich vom Hades wieder in das Sonnenlicht zurückkehren. Charakterschwäche aber soll bestraft werden: „Unedeln aber verleiht ihr/ Ein einfach

Lebensgeschick.“ (ebd. 108-109) Euripides fordert eine richtige Lebensordnung, in der die gute Lebensführung belohnt werden soll, indem die Götter dem Menschen statt dem Alter doppelte Jugend erweisen. Allerdings wird hier unter Jugend keine Altersstufe verstanden, sondern eine Qualität. Jugend ist „Ausdruck für die genuß- und lustfreudigen Qualitäten des Lebens, Qualitäten, die nicht auf Altersstufen verteilt werden müssen, aber eine Ende haben.“ (Göckenjan 2000, 47) Und das Alter beendet all diese Qualitäten.

Der Diskurstypus der Altersklage ist vielleicht am stärksten aus allen Kontexten herausgenommen, scheint überzeitlich zu sein, denn nichts ist so plausibel wie die Klage über die vergangene Zeit, die vergangenen Freuden und der Jammer über das Dahinschwinden von Fähigkeiten und Möglichkeiten mit fortschreitendem Alter. (ebd., 48)

Am Ende des Lebens seine Vergänglichkeit zu bedauern, stößt auf größtes Verständnis. Allerdings weist Göckenjan darauf hin, dass die Altersklage – entgegen aller Annahmen – meist nicht von alternden Menschen angestimmt wird, sondern von Jüngeren. Er bezeichnet Altersklagen als „Projektionsflächen und rhetorisches Spielmaterial“ (ebd.). Somit wird in diesem Zusammenhang ebenfalls keine Alterstheorie entwickelt: „Auch in der Altersklage hat nicht das Alter die authentische Stimme, auch hier wird über das Alter der anderen geredet, werden Zwecke verfolgt.“ (ebd.) Vorwiegend verfolgt die Altersklage die richtige Einrichtung des ganzen Lebens. Im Falle Euripides geschieht dies durch eine Zurechtweisung der Götter. Göckenjan führt mit Mimmermos, einem Lyriker aus dem 7. Jh. v. Chr., ein weiteres Beispiel an. An dieser Stelle äußert sich die Altersklage als der Wunsch, dem Leben ein schnelles Ende zu ermöglichen. Mimmermos beklagt das schmerzliche Alter, weil es den Menschen entstellt. Anstatt zu altern wünscht er sich ein frühes Ende ohne Leid (vgl. ebd., 46-47). Einen ganz anderen Zweck erfüllt die Klage über das Alter bei Erasmus. Als Vierzigjähriger – so Göckenjan – fordert er sich selbst auf, „die Zeit doppelt klug zu nutzen, sich zu konzentrieren auf die eigentlich wichtigen, die spirituellen Lebensziele.“ (ebd., 49) Somit wird die Klage über die Endlichkeit zu einer Pflicht, sein Leben gut zu nutzen.

3.3. 4. Alterstrost

Cicero behandelt die Altersklage in seiner Schrift „De senectute“ mit der Zielsetzung, den schlechten Ruf zu beseitigen, den die Klage dem Alter einbringt. Wie bereits in einem vorangegangenen Kapitel ersichtlich wurde, unterzieht er die Vorwürfe gegen das Alter

einer nüchternen Betrachtung, um schließlich die Berechtigung der Klage für nichtig zu erklären. Ein philosophisches und gut gelebtes Leben erleichtert die Beschwerlichkeiten des Alters. Der Alternde erhält sogar Unterstützung von der Natur, die endlich die Last der Lust von ihm nimmt. Daher schließt ein gutes Altern die Anerkennung der Naturgegebenheit mit ein. Dies bedeutet einerseits, dass der alternde Mensch das Absterben der Lust als Geschenk hinnimmt, andererseits, dass er akzeptiert, dass das Leben nur ein vorübergehender Zustand ist. Anstatt die Endlichkeit zu beklagen, sollte sie mit Gelassenheit hingenommen werden. Diese Hinweise sind zwar Trostspender, stehen aber nicht für sich: „Selbst der Trost ist nicht uneigennützig [...]“ (Göckenjan 2000, 53). Der Trost Ciceros verweist auf Pflichten und Aufgaben: „Das Alter aber ist nicht fest begrenzt, und in ihm lebt man richtig, solange man zur pflichtgemäßen Erfüllung und Einhaltung seiner Aufgabe und dabei doch zur Verachtung des Todes imstande ist.“ (72) (Cicero 1998, 95) Göckenjans Schlussfolgerung: „So ist über das Greisenalter zu reden für Cicero Anlaß, die Pflichten und Aufgaben des Lebens darzulegen.“ (2000, 51)

In allen vier Diskurstypen finden sich Forderungen und Pflichten, die ein Bild des idealen Lebens und des tugendhaften Menschen zeichnen. Zur Vervollkommenung ist der Mensch nur in der Lage, solange ihm noch Zeit dazu gegeben ist. „Alter ist verflossene Zeit, Zeit, die Chancen geboten und Aufgaben gestellt hat, Zeit, die genutzt und verpaßt worden ist.“ (ebd., 55) Somit wird der Greis als Synonym für das Ende aller Möglichkeiten benutzt, um Anforderungen an das Leben zu stellen. Dies gilt für die Altersschelte des Aristoteles, der ein Bild der idealen Persönlichkeit zeichnet, ebenso wie für die Idealisierung des Alters. Beide formulieren Erwartungen und Pflichten.

4. Die gegenwärtige Rede über das Alter

Bisher wurde ersichtlich, dass das hohe Alter an sich gar nicht wirklich behandelt wurde, sondern lediglich Ansprüche und Verpflichtungen an die Lebensordnung artikuliert wurden. Diese Forderungen ändern sich im Laufe der Zeit, sei es nun durch Alterslob, Schelte oder Klage. Göckenjan gibt einen Überblick über die Entwicklung des Altersdiskurses. Die unterschiedlichen Altersbilder – sei es nun der weise, alte Mann oder die verständnisvolle, geduldige Großmutter, der rüstige Senior oder der bucklige Alte – sind Normierungen, die Verhalten einfordern. In Form von Stereotypen wird dargestellt, was erwartet wird und wie sich der greise Mensch zu verhalten hat. Beispielsweise wurde das Alter in der Aufklärungszeit idealisiert, obwohl gerade zu dieser Zeit vor allem das Neue und Junge interessierte. Weil ein gutes Alter aber für das Ergebnis einer guten Jugend steht, wird der Greis zugunsten der Jugendausbildung benutzt:

Die Idealisierung des hohen Alters steht im Dienste der Jugenderziehung, wie diese im Dienste der Verbesserung der Welt steht, und das hohe Alter ist tatsächlich vorbildlich im negativen und im positiven Sinne. Der pädagogische Impuls stellt ein ideales Alter neben die üblichen törichten und lächerlichen Alten. (Göckenjan 2000, 108)

Wer dem Bild des idealen Alters entspricht, ist fürsorglich und uneigennützig und in diesem Sinne nützlich für die Gesellschaft. Die gewünschten Charaktereigenschaften des Alters werden nicht formuliert, um das Alter darzustellen, sondern um es überhaupt erst zu kreieren. So wird das Alter immer wieder neu entworfen. Und neben dem Alterslob bleibt auch die Altersschelte immer präsent, weil erst die Abgrenzung von Altersmängeln überhaupt ein Bild des idealen Alters zu zeichnen vermag. In der Aufklärungszeit wurde das Alter noch als Symbol für gesellschaftliche Werte verwendet. Erst im 19. Jahrhundert treten erste Anzeichen für die Verwissenschaftlichung des Alters auf, indem Anpassungs- und Kompensationsleistungen dargestellt werden, die den alternden Menschen dazu auffordern, neue Verhaltensweisen an den Tag zu legen. Diese Motive finden sich zwar bereits bei Cicero, neu ist jedoch, dass der normative Blick vorsichtig von einem soziologischen Blick durchkreuzt wird: „Diese Perspektiverweiterung ist zunächst durch ein Interesse an Psychologie und der Betrachtung des Lebenslaufs als psychische Entwicklungsstadien begründet.“ (ebd. 150) Der normative Diskurs bleibt jedoch präsent, was sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einer neuen Altersstilisierung zeigt (nämlich der der Großmutter), wodurch dem Alter neue Aufgaben zugewiesen werden.

Trotzdem ist gleichzeitig eine Veränderung des Diskurses festzustellen und Göckenjan schreibt dazu Folgendes: „Erstmals finde ich hier eine deutlicher identifizierbare Stimme der Alten selbst, die im Diskurs Stellung beziehen.“ (ebd., 164) Er führt unter anderem Johann Gottlieb Junghann an, der bereits 1825 darauf hinwies, „daß alle normativen Aussagen über das Alter bedenklich sein müssen.“ (ebd., 159) Junghann forderte, dass das Alter nicht als eigene Kategorie behandelt, sondern stattdessen die Kontinuität des Lebens erhalten werden sollte. „Das Altersbild wird informeller, privater, weil der Moraldiskurs verlassen wird und sich auch die Perspektive auf die realen Lebenslagen alter Leute öffnen kann.“ (ebd., 163) Um herauszufinden, ob es sich nur um Einzelstimmen oder tatsächlich um die verbreitete Meinung handelt, wertet Göckenjan Aussagen aus unterschiedlichen Zeitschriften aus. Er findet dort jedoch kein großes Interesse am Alter und wenn, dann handelt es sich meist um Altersklagen. Alter wird als gebrochene Biographie, als letzte Lebensphase thematisiert: „Sie ist abgegrenzt von vorhergehenden Lebensphasen durch Attribute der Unfähigkeit, die sie zugleich als traurige, sogar gelegentlich als schmachvolle Übergangsphase charakterisieren.“ (ebd., 167) Der alte Mensch wird von sozialen Erwartungen entlastet und es werden ihm keine besonderen Altersleistungen mehr abverlangt. Wird Alter behandelt, dann fast ausschließlich in Form einer Abgrenzung. Die Defizite werden hervorgehoben, um sich von diesen zu unterscheiden. Die Normalität des Alters produziert keinen Diskurs. Dies ist jedoch nichts Neues – der historische Verlauf zeigt, dass die Abgrenzung zu den Altersmängeln immer zentral war.

Göckenjan kritisiert Beauvoir aus zwei Gründen. Einerseits wirft sie der Gesellschaft vor, Alter als leistungsunfähig zu bezeichnen, während aus seiner Diskursanalyse hervorgeht, dass selbst dem Alter Leistungen abverlangt werden. Andererseits stellt er fest:

Wichtiger für die Analyse ist aber, daß Beauvoir glaubte, das defekte Alter sei hinter die Demarkationslinie deportiert und zum Schweigen gebracht. Jetzt sehen wir klar genug, daß es umgekehrt ist. Es ist immer das, in welcher Art auch, als defekt angesehene Alter, das einer kontinuierlichen Thematisierung unterliegt, nur dieses ist auffällig, wo immer die sozialen Sensibilitäten liegen mögen. Aber nicht nur in den Bildern des abgelebten Alters, auch in heroischen Idealisierungen des Alters werden nicht zuletzt die Mängel offengelegt, die ausgeglichen oder übergangen werden sollen. Die Normalität des Alters aber produziert keinen Diskurs, denn das Alter ist weder spektakulär noch tröstlich, weder besonders liebenswert noch besonders abstoßend. (ebd., 170)

Auch im 20. Jahrhundert wird Alter als Abgrenzungsmoment eingesetzt. Jugend wird zu einem zentralen Thema, das aber nicht mehr an bestimmte Altersgruppen gebunden ist. Das bedeutet, dass der Begriff „alt“ – im Gegensatz zu etwas Neuem – abgewertet wird,

aber nicht zwingend alte Menschen meint. „Es wird sich zeigen, daß der Altersdiskurs vor allem das Problem der Alt-Neu-Wertungen formuliert und Jugend als polemischer Gegenbegriff fungiert, der vor allem eine Modernisierungsdisposition beinhaltet.“ (ebd., 223) Jugendlichkeit steht für Modernität und Innovation, die als Qualitäten nicht an Altersgruppen festzumachen sind. Im Gegenzug dazu wird Alter zu einem negativen Aspekt, der in jedem Lebensalter auftreten kann. Mit dem Begriff der Jugend wird Lebendigkeit, Offenheit, Aufbruch und Zukunft symbolisiert, während er sich gleichzeitig von Stagnation, Verfall und Untergang abgrenzt. „Jugenddiskurse sind hier Abgrenzungsdiskurse, Jugend ist das Nicht-Alte.“ (ebd., 224) Und an einer anderen Stelle heißt es: „Jugend als Lebensstil-Programm versteht sich als polemisch gegen Abgestandenes, Altbackenes, Altväterliches, nicht gegen eine alte Generation.“ (ebd., 233) Wie zuvor wird nicht das Alter an sich thematisiert (das Alter wird nicht einmal als Lebensabschnitt formuliert) und trotzdem werden Anforderungen an die alternden Menschen gestellt. Gegenwärtig heißt die Pflicht, nicht zu altern und alles daran zu setzen, jung zu bleiben. Mit den Worten Göckenjans: „Aber jetzt ist Verjüngung die modische Zuspitzung des biologischen Alternsthemas Degeneration-Regeneration. Und es ist von Anfang an kein begrenzter naturwissenschaftlicher Diskurs, sondern zugleich ein medienwirksames, kulturelles Spektakel“ (ebd., 263)

4. 1. Jugend statt Alter

Diese Schwierigkeit, mit der die heutige Gesellschaft den alternden Menschen konfrontiert, beschreibt Améry mit folgenden Worten: „Unser soziales Erlöschen im Alter ist beschlossene Sache [...]“ (1977, 83) Der Mensch bekommt seinen sozialen Wert nur zugebilligt, solange er Zukunft hat.

Danach kommt, was die Gesellschaft den wohlverdienten Ruhestand nennt und was für den einen eine stattliche Beamtenpension bedeutet, für den anderen eine miserable Rente, für beide aber die Verbannung aus der geschichtlichen, sich gestaltenden Wirklichkeit und die sehr unheimliche Frage: Wann habe ich eigentlich gelebt? (ebd., 74)

Améry geht mit dieser Frage sogar soweit, das ganze bisherige Leben infrage zu stellen. Was zählt ist die Jugend. „Die Jungen sind der Zukunft näher, um die es in den Augen aller geht.“ (Göckenjan 2000, 293) Daher urteilt die Gesellschaft mit „den ungeschriebenen, täglich neu sich herausbildenden Gesetzen der Jugend, die das Werden für sich hat und die

Zukunft.“ (Améry 1977, 83) Jene, die daraufhin versuchen, der Jugendlichkeit nachzulaufen, leben genauso in der Unwahrheit, wie jene, die ihr Alter in Frieden annehmen: „[D]ieser redet sich ein, er könne die Zeit aufholen, die über ihn hinwegrollt, jeder leugnet sie einfach ab [...]“ (ebd., 85). Die einzige Möglichkeit der Wahrheit ins Auge zu blicken, ist die zum Scheitern verurteilte Revolte:

Er sagt nein zur Ver-Nichtung und zugleich Ja zu ihr, denn nur in der aussichtslosen Verneinung kann er sich *als er selber* überhaupt dem Unausweichlichen stellen. [...] Er ist, wie die Gesellschaft das verordnet: was er ist, ein Nichts, und eben in dieser Anerkenntnis des Nichts-Seins noch ein Etwas. [...] Das ist seine Chance und ist, vielleicht, die einzige Möglichkeit, wahrhaft in Würde zu altern. (ebd. 86)

Während er seine unumstößlichen „Ver-Nichtung“ bejaht, sie annimmt, anstatt sich mit einer Lüge zufrieden zu geben, muss er sich gleichzeitig gegen sie erheben, um sich selbst zu bewahren.

Die Gesellschaft sieht in der Lüge nicht nur eine Möglichkeit, dem Alter zu begegnen, sondern verkauft sie auch an jeder Ecke. Wir leben in einer Gesellschaft, die auf Zukunft, Gesundheit, Schönheit und Leistung baut. Es ist nicht zu leugnen, dass die Gesundheit einen wesentlichen Beitrag zu unserem Wohlbefinden liefert. Es darf jedoch nicht unterschätzt werden, was eine gedankliche Verknüpfung von Gesundheit und Lebensglück mit sich bringt. Eine so geartete Einstellung spricht den Menschen, die mit einer Krankheit oder Behinderung leben müssen, ein sinnerfülltes Leben ab. Gesundheit wird zu einer Norm, die die Leistungsfähigkeit eines Menschen bewertet und keinen Platz für das subjektive Empfinden der eigenen Situation lässt. Otfried Höffe schreibt dazu in „Medizin ohne Ethik?“, „Ohnehin ist das Gesundheitsideal, wenn überhaupt jemals, global gesehen nur für wenige Menschen und nur für kurze Zeit zu erreichen.“ (2002, 161)

Schönheit ist ebenfalls ein Maßstab unserer Gesellschaft. Liessmann schreibt in seinem Buch „Schönheit“, dass schöne Menschen mehr Vorteile genießen:

Präziser müsste man also sagen, dass wir Menschen, die wir für schön halten oder die unserem Schönheitsempfinden entsprechen, anders gegenübertreten als den körperlich unattraktiv erachteten – und dies gilt auch dann, wenn wir solche Stereotype bewusst vermeiden wollen. (2009, 94)

Der Wunsch nach einem attraktiven Aussehen ist dementsprechend groß und wird mit unterschiedlichsten Mitteln verfolgt. Schönheitsmerkmale sind unter anderem glatte Haut, Jugendlichkeit, Gesundheit, Fitness, straffe Muskeln und Langlebigkeit (vgl. ebd., 96 u.102-103). Vor allem „Frauen, die ihr Leben völlig auf ihre Weiblichkeit ausgerichtet

haben“ (Beauvoir 2008, 378), leiden unter den sichtbaren Zeichen des Alters. „Sie suchen durch Kleidung, Aufmachung, Mimik die Umwelt zu täuschen, vor allem aber sich selbst hysterisch davon zu überzeugen, dass die allgemein gültige Regel für sie nicht zutrifft.“ (ebd.) Ähnlich wie Améry rät Beauvoir: „Wer immer sich etwas zugute hält auf seinen klaren Verstand, weist diese Illusion weit von sich – aber sie entsteht unablässig neu, man muss sie unablässig bekämpfen.“ (ebd. 378-379) Dem vorgegebenen Schönheitsideal zu entsprechen beziehungsweise dem damit verbundenen Druck standzuhalten, wird immer schwieriger. Liessmann weist darauf hin, dass – im Gegensatz zu allen anderen Zeiten und Kulturen – der heutige, westliche Mensch in einer Welt lebt, die ihn permanent mit Bildern umgibt, welche auf ihn wirken und ihn prägen: „Der Mensch der Gegenwart ist jedoch von einer ungeheuren Ansammlung von Bildern schöner Menschen umgeben, deren normative Kraft auch dann wirksam wäre, wenn sie ihre Botschaft weniger penetrant verkündeten.“ (2009, 103) Und so wächst auch der Markt, der dem Menschen die Erfüllung seines Traums nach jugendlicher Schönheit vortäuscht. Die Diätetik, die mit Hilfe von Ernährung zur Gesundheit und Lebensverlängerung beitragen sollte, wird durch Anti-Aging ersetzt und mit Kosmetik (bis hin zu Schönheitsoperationen) erweitert. Dies ist jedoch kein modernes Phänomen, wie bei Göckenjan nachzulesen ist: „Um 1900 verändert sich das Verhältnis von konventioneller Diätetik, die über ein relativ schmales Arsenal von Praktiken verfügt, und dem traditionellen Scharlataneriebereich der Lebenselixiere, für den der Terminus Verjüngung steht.“ (2000, 263-264) Gleichzeitig entwickelt sich zu jener Zeit das Thema Altern zum Gegenstand der biologischen Wissenschaften. „Mit dem biologischen Blick wird nicht ihr frisches Herz, sondern ihre Leistungsfähigkeit gewogen.“ (ebd., 273) Indem die Alterung der Zellen gesteuert wird, steuert die Medizin auch die Leistungsfähigkeit. Altern und Leistungsminderung werden zu einer Einheit. „Alter ist jetzt eben darin charakteristisch, daß es den geltenden Leistungsanforderungen nicht mehr genügt.“ (ebd., 284) Der Historiker Martin Scheutz schreibt in seinem Aufsatz „Der unbittliche Chronos versus Abgeklärtheit, Armut, Erfahrung, Wissen und drittes Alter?“, dass die Medizin des 19. Jahrhunderts den Alterungsprozess als Krankheit interpretierte. Sie kennzeichnet ihn mit Phänomenen wie der Universalität – weil alle Lebewesen davon betroffen sind, Unumkehrbarkeit, Schädlichkeit, erhöhte Sterblichkeit und verminderte Leistungsfähigkeit (vgl. 2009, 83-84).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts begannen Weisheit und Tugend als bislang wichtige Eigenschaften des Alters ihren Platz gegenüber einer neuen, von der Jugendrhetorik inspirierten Sicht auf das Alter

zu verlieren. Die individuelle Leistungsfähigkeit, die produktive Arbeit [...] und damit die ‚Jugend‘ avancierten zu zentralen Bewertungskriterien. (ebd., 91)

Ähnliches ist auch bei Beauvoir nachzulesen:

Die technokratische Gesellschaft von heute glaubt nicht, dass mit zunehmenden Jahren auch das Wissen wächst, sondern dass es im Gegenteil nachlässt. Das Alter führt zu einer Disqualifikation. Es sind die mit der Jugend verbundenen Werte, die am höchsten geschätzt werden. (2008, 270)

Liessmann zieht in dem Aufsatz „Schandmaulkompetenz. Eine kleine Philosophie des Alters“ folgenden Schluss: „Unter diesen Bedingungen besteht die einzige Chance der Alten darin, nicht zu altern.“ (2009, 28) Denn neben Zukunft, Leistung, Gesundheit und Schönheit hat die Jugend auch noch das Wissen. Das Streben nach Jugendlichkeit um jeden Preis kann aber auch nicht die Lösung sein, wie bereits mit Améry und Beauvoir anschaulich gemacht wurde. Zusammenfassend mit den Worten Liessmanns:

Eine Zukunft wird das Alter nur haben können, wenn es sich selbst nicht als Alter, sondern als eine späte Variante der Jugend auffasst. Und genau dies ist die unausgesprochene Zumutung, die eine moderne Gesellschaft an ihre Alten stellt: dass sie jung bleiben. Die Verlängerung der Jugend bis ins hohe Alter – durch Mode, Chirurgie, Mobilität, lebenslanges Lernen, Fitnesstraining und eine oft nur inszenierte Aufgeschlossenheit gegenüber den Errungenschaften der Gegenwart – gehört nicht nur zur Ideologie einer schicken Werbeindustrie, sondern stellt zunehmend eine Notwendigkeit des sozialen Lebens dar. [...] Wir dürfen gar nicht alt werden. [...] Besser wäre es, sich auf die Qualitäten, die Besonderheiten und die Möglichkeiten des Alters als Alter zu besinnen, anstatt Jugendlichkeit dort zu simulieren, wo es schlechterdings nicht mehr geht. (ebd. 28-29)

Hier wird deutlich, in welches Dilemma die gegenwärtige Gesellschaft den alternden Menschen bringt. „Entwertung des hohen Alters wird sich kaum bestreiten lassen, aber es ist eine indirekte, eine Entwertung konventioneller Orientierungen durch die Veränderung von kulturellen Werten.“ (Göckenjan 2000, 294) Verändert hat sich die Gesellschaft durch ihre Forderung nach Modernität, Fortschritt und folglich auch nach Jugendlichkeit. Durch die rasche Entwicklung der Gesellschaft verliert der alte Mensch seine Rolle als Repräsentant gesellschaftlicher Werte. Bobbio schreibt dazu aus persönlicher Erfahrung:

Ich nähere mich dem 83. Lebensjahr. Ich bin, ohne mir dessen bewußt zu werden, und ohne, daß ich es jemals im Entferntesten vorausgesehen hätte, in der Lebensphase des Alters angelangt, welche früher die Zeit der Weisheit genannt wurde. Früher, als die Zeit weniger rasch verging, die geschichtlichen Veränderungen sich weniger schnell vollzogen. Jetzt nicht mehr. (1997, 92)

Repräsentant gesellschaftlicher Werte ist jetzt derjenige, der modern und jugendlich ist. Göckenjan erklärt: „Es ist ein Kampfkonzert gegen das Alte, das Starre, die Stagnation, nicht gegen alte Leute, und sie wertet dennoch das Alter um als Antikonzert, als Rest-

Leben, als ‚Unjugend‘.“ (2000, 287) Er erwähnt, dass es noch Zeiten gab, als der jugendliche Greis Gefahr lief, sich lächerlich zu machen. Hingegen „sieht sich offenbar jetzt das hohe Alter veranlaßt, zu Semantiken der Jugendlichkeit zu greifen.“ (ebd., 290)

4. 2. Ruhestand als Alterstrost?

„Niemand ist an dem hohen Alter interessiert, es sei denn als Gegenbild, als Abgrenzung, gegen veraltete Qualitäten [...]“ (Göckenjan 2000, 292) Das Alter repräsentiert keine Werte mehr und es wird ihm auch keine bestimmte Rolle mehr zugeschrieben. Der alte Mensch wird aus der Erwerbstätigkeit und folglich auch aus sämtlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen entlassen. Das rollenlose Alter führt zu einer neuen Alterthematisierung, nämlich zur Verpflichtung nach individueller Gestaltung:

Jeder ist so alt, wie er sich fühlt, oder wie sie ihren Auftritt zu inszenieren in der Lage ist. Und es ist in einem historisch einmalig breiten sozialen Korridor völlig gleichgültig, wie sich die Alten deuten, welchen Sinn sie für ihre Lebensphase entdecken oder welche Lebenszwecke sie sich von der Meinungsindustrie aufdrängen lassen. (ebd., 416)

Der Altersdiskurs ist von bisherigen Regelungsaufgaben befreit und die Gesellschaft hat kein Interesse mehr daran, wie sich die Alten verhalten. Das Fehlen einer Altersrolle wird jedoch nicht als Befreiung, sondern als Mangel empfunden. Dabei wird nicht berücksichtigt, dass durch die Zuschreibung von Ersatzrollen das hohe Alter überhaupt erst miterschaffen wird:

Altersstatusformen sind Schonräume, Altersrollen sind Ersatzrollen, symbolische Aufgaben, repräsentierende Funktionen, zugewiesen, wenn Gesellschaften Alter als einen von dem Erwachsenenleben unterschiedenen Zustand formulieren wollen – und das war nie anders. [...] In diesem Sinne ist Simone de Beauvoirs Sicht gewiß zuzustimmen: Ein grundsätzliches gesellschaftliches Kontinuitätsinteresse wendet sich gegen die älteste Generation, mit Konventionen und entsprechenden Diskursen. (ebd., 19)

Der gegenwärtige Diskurs hingegen überlässt es den alternden Menschen selbst, wie sie die letzte Lebensphase gestalten. Rosenmayr erklärt diese Entwicklung folgendermaßen:

In der Gedankenwelt und im Lebensstil der Jugendbewegung hat das späte Lebensalter keinen erkennbaren Ort. Doch blieb diese Bewegung [...] für die Geschichte des Alterns nicht unbedeutend. Denn die Jugendbewegung verlangte eine bewusste und sich selbst kontrollierende Lebensführung für alle. (2007, 84)

Und je weiter sich der Diskurs von seinem eigentlichen Konzept der Lebensordnung entfernt, umso mehr wird er von Wünschen und Phantasien geleitet. „Die für das Alter gesuchten Rollen und Sinndimensionen sind diese der Selbstorganisation und Selbsterfindung. Diese waren als Aufgaben der Alltagsbewältigung immer schon da, sie sind jetzt Lebensstil-Programm.“ (Göckenjan 2000, 418) Um sich aber auch noch im Alter selbst entwerfen zu können, braucht der Mensch Ziele. Nur so kann er seiner neuen – oder wie sie Leopold Rosenmayr nennt – „späten Freiheit“ (1996, 30) gerecht werden. Laut Rosenmayr wurde bereits im 12. Jahrhundert „[z]um ersten Mal in der europäischen Geschichte [...] das höhere Alter des Menschen und dessen Freiheit in Beziehung gesetzt.“ (ebd., 57) Der Mönch Joachim von Fiore „verknüpfte *historische* und *soziale* Befreiungschancen durch zunehmenden *Abbau der Arbeit* in der Geschichte der Menschheit mit Chancen *individueller* Befreiung im höheren Alter des Einzelmenschen.“ (ebd.) Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts entwirft der Altersdiskurs das Bild des aktiven Seniors, wodurch wieder Forderungen an den greisen Menschen gestellt werden. So verpflichtet die Erlebnisgesellschaft den alternden Menschen zu Jugendlichkeit, Sportlichkeit, Aktivität und dazu, „daß wesentliche Wünsche nach der Verrentung beziehungsweise nach dem 65. Lebensjahr zu realisieren sind“ (Göckenjan 2000, 31). Dies ist aber wieder kein wirkliches Interesse am hohen Alter, sondern Verpflichtung im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Interpretation von Lebensqualität. Rosenmayr macht darauf aufmerksam, dass der ersehnte Ruhestand, von dem das uneingeschränkte Nachgehen der selbst gewählten Freizeitaktivitäten erwartet wird, nur dann attraktiv sein kann, wenn die körperlichen Gegebenheiten die Erwartungen erfüllen können:

In einer bequem gewordenen Welt wird für die Gesundheit des Körpers und für die geistig-kulturelle Erlebnisfähigkeit daran zu erinnern sein, dass diese Erlebnisfähigkeit von körperlichen Voraussetzungen abhängt. Sie wird durch Behinderungen, Schwächen und Schmerzen stark eingeschränkt. (2007, 22)

Rosenmayr zeigt positive wie negative Folgen dieser späten Freiheit und der damit verbundenen Forderung nach Aktivität auf. Freizeitaktivität im Alter kann einerseits „als Chance, als Erweiterung von Handlungsspielräumen und neuen Formen des Selbstbezugs gesehen werden.“ (1996, 95) Dadurch wird die Lebensqualität verbessert und das Selbstwertgefühl gestärkt. Andererseits zwingen zunehmende Einschränkungen bei fortschreitendem Alter vermehrt zu häuslichen Aktivitäten, die wiederum in die Isolation führen können. „Das Risiko des gesellschaftlichen Rückzugs und der damit verbundenen

Vereinsamung [...] benachteiligter älterer Menschen steigt mit zunehmendem Alter.“ (ebd., 97) Aktivität ist aber nicht gleich Aktivität. Das eigentliche Ziel sollte die Kompetenz zur Handlungsfähigkeit sein, statt einfach weiterhin ein Hobby zu verfolgen. Um auch in der späten Lebensphase noch Lebensfreude zu ermöglichen, ist – ganz im Sinne Ciceros – Askese in Form von körperlichen und geistigen Übungen notwendig. „Askese meint auch in einem gezielten Sinn Zurückhaltung im Konsum [...]“ (2007, 25) Aktivierung und Zurückhaltung sollten in einem ausgewogenen Verhältnis das innere Gleichgewicht des Menschen bilden. Rosenmayr fragt sich jedoch, woher dieses doppelte asketische Vermögen in der heutigen Zeit kommen soll:

In einer Welt, in der wir immer mehr wollen und uns Wünsche auch ständig aufdrängen lassen müssen? Wie sollen wir da asketisch werden, also gegen den Strom schwimmen? Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als kräftig dagegen zu schwimmen, um unserer Gesundheit und Lebensfreude willen. (ebd., 27)

Rosenmayr entwirft in seinem Buch „Schöpferisch Altern“ „Thesen zu einer Philosophie des Alterns“ (2007, 31), in denen er die Aufgaben, die das Alter von jedem Einzelnen abfordert, genauer erläutert. Ausgangspunkt ist das eigene Verhalten, das neu geordnet werden muss. Damit das eigene Alter zu einer selbstbestimmten Lebensphase wird, braucht der Mensch Gestaltungskraft, die er einerseits durch Verzicht und andererseits durch Anstrengung gewinnt. Unter Verzicht versteht Rosenmayr „Sein-Lassen-Können“ (ebd., 35), eine Art Gelassenheit, die aber nicht Gemächlichkeit bedeutet. Gleichzeitig braucht der Mensch weiterhin Ziele, um die er sich durch ständiges Nachdenken über sich selbst bemühen muss. Wandlungsfähigkeit und die Änderung des eigenen Selbstbildes sind unumgängliche Voraussetzungen zur Horizonterweiterung. Zusammengefasst geht es um die Fähigkeit, sich ergreifen zu lassen und um die Kraft, sich selbst zu ergreifen. Das eine geht nicht ohne das andere: „Sich ergreifen zu lassen, ist eine notwendige Bedingung, um Ziele, Ersehntes, Objekte, geistige wie sinnliche, ergreifen zu können.“ (ebd.) Auch die Gelassenheit gegenüber der eigenen Endlichkeit hilft, die Kräfte des Alters zu aktivieren. „Was uns fehlt ist eine Endlichkeitskultur.“ (ebd., 217) Rosenmayr fordert, dass der Altersprozess geistig-religiös durchdrungen wird. „Die Einwilligung in die Endlichkeit wird zu einer Suche nach dem ‚Übergreifenden‘, nach Vorstellungen, die das eigene Leben mit einem ‚Jenseits des Todes‘ verbinden.“ (ebd., 217) Ähnlich wie bei Cicero soll statt der Verzweiflung die Hoffnung siegen und über das Leben hinausweisen. Diese gezielte Bejahung der Endlichkeit ist „vielleicht die stärkste Herausforderung im Alter.“ (ebd.) Es

handelt sich um „eine nie abschließende Bemühung um die Lösung seiner eigenen ‚Entwicklungsaufgaben‘ [...] als Eigenleistung für eine Kultur des abschiedlichen individuellen Daseins“. (ebd.) Es ist die Pflicht jedes Einzelnen, sich mit seiner Endlichkeit auseinanderzusetzen. Wird das Leben als Ganzes betrachtet, endet die menschliche Entwicklung nie beziehungsweise nicht, bevor es durch den Tod aus seinem Möglichkeitsraum herausgerissen wird. „Für jeden Menschen, der sich darum bemüht, gibt es einen Glanz jenseits der Endlichkeit, und sei es durch Befreiung.“ (ebd.) Die Notwendigkeit des Einklangs mit sich selbst und der Welt entsteht nicht durch Wissen, sondern durch Reifung. Es ist ein Akt der Selbstüberschreitung und des „Sich-ergreifen-Lassen“ (ebd., 45). Dazu gehört auch die Hingabe an einen anderen Menschen: „Liebe begünstigt Entwicklung und Erneuerung.“ (ebd., 46) Ähnlich wie bei Beauvoir heißt es auch hier: „Erotische Liebe – nicht bloß praktizierte Sexualität – liegt im Sinn eines Schlüssels zur Spiritualität. Wo die Zuspitzung auf die körperlich erlebbare Lust sich herausformt, gewinnen Kreativität und Änderungsfähigkeit an Macht.“ (ebd., 47) Lässt der Mensch es zu, auch im Alter noch neue Lebensentwürfe zu integrieren und verhilft er seinen verborgenen Kräfte zur Freisetzung, kann das Alter gelingen.

Göckenjan entlarvt das optimistische Altersbild der späten Freiheit und der Selbstverwirklichung als Alterstrost. Dieser Diskurstyp versucht auf die Diskontinuität einzugehen, mit der das 20. Jahrhundert den aus dem erwerbstätigen Leben ausgeschiedenen Menschen konfrontiert. Indem „Alter als Selbstgestaltungsprojekt“ (2000, 427) Kontinuität verspricht, ist der Diskurs moralisch und normativ. „Neben dieser optimistischen Sichtweise, und der Alterstrost ist immer optimistisch, findet sich allerdings auch eine pessimistische Betrachtung [...]“ (ebd.). Der Alterstrost existiert nicht ohne Altersklage, die gegenwärtig „Alter als chronische Krankheit“ (ebd.) deskriptiv thematisiert:

Die traditionelle Altersklage wird zu einer professionalisierten Stellvertreter-Klage. Diese zielt zum Teil direkt auf materielle Besserstellung, Rentenzuwächse, dann aber vor allem auf bessere Infrastrukturleistungen, wie sie durch dauerhaft hohe Thematisierung von Pflegebedürftigkeit und dem überproportionalen Zuwachs an Demenzformen mit der Zunahme der Hochaltrigkeit angesprochen sind. (ebd., 429-430)

Ersichtlich wird, dass Alterstrost und Altersklage auch in der aktuellen Rede über das Alter zu finden sind. Und obwohl dem Alter nun Gestaltungsfreiheit zugeschrieben wird, ist es weiterhin von Forderungen abhängig. Weiters birgt der Ruhestand und dessen Beschönigung Gefahr in sich. Er verspricht zwar eine neue Lebensphase, kann jedoch auch

Krankheiten vorantreiben. Fehlende Aktivität – sei es aufgrund geringer finanzieller Mittel, unzureichender Angebote oder fehlender Motivation der Einzelnen –, aber auch Mangel an Sozialkontakten wirken sich negativ auf die Lebensqualität und die Gesundheit aus. Nicht nur die ansteigende Zahl der alternden, von der Erwerbstätigkeit befreiten Bevölkerung, sondern auch ihre seelische und körperliche Befindlichkeit wirft für den Sozialstaat die Frage nach der Finanzierbarkeit auf. Alter wird somit zu einem gesellschaftlichen Problem.

4. 3. Alter als gesellschaftliches Problem

Es gibt aber noch einen anderen Grund, der das Alter zum Interesse der Öffentlichkeit macht. Betrachtet man die Entwicklung der heutigen Gesellschaft, zeigt sich eine neue Aufgabe. Eine sinkende Geburtenrate und die steigende Lebensdauer führen zu einer gesellschaftlichen Großgruppe der Alten. Es entsteht ein ungleiches Verhältnis zwischen arbeitenden Menschen und Pensionisten. „Nach dem Eintritt des Rentenalters, im Schnitt 65 Jahre, bleiben den alten Menschen noch einige gute, unabhängige und einige ‚schlechtere‘ zunehmend von Betreuung anhängige Jahre bis zu ihrem Tod. Das hohe Alter belastet die westlichen staatlichen Haushalte zunehmend [...]“ (Scheutz 2009, 109). Dies wiederum gibt Anlass dazu, das Alter als gesellschaftliches Problem nun immer häufiger öffentlich zu thematisieren. Göckenjan schreibt, dass „die Rede von einer Vergreisung der Gesellschaft“ (2000, 316) nicht zum ersten Mal zu hören ist:

Das Krisengeschehen nach 1918 zerstört die traditionelle Alterssicherung durch Vermögensbildung in einem unvorstellbaren Umfang. [...] Es ergibt sich eine neue Problemkonstellation: Jetzt wird alt, erwerbsunfähig und fürsorgebedürftig zu sein [...] zu einem allgemeinen gesellschaftlichen Risiko, wird Alter zu einem sozialpolitischen Topos. (ebd., 317)

Rosenmayr nennt sogar einen früheren Zeitraum und erwähnt zwei Gründe, warum das Alter bereits während des Industrialisierungsprozesses im 19. Jahrhundert zu einem öffentlichen Thema wurde. In seinem Buch „Schöpferisch Altern“ erklärt er, dass mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht und der Landflucht die Rolle der Alten als Lehrer und Träger des Wissens von Wirtschaftsführung, Handel und Handwerk verloren gingen. Ihr berufliches Vermögen fand in der Stadt keine Verwendung mehr, wodurch sie nicht mehr als Förderer der Jugend dienen konnten.

So tritt nun das Alter als soziale Problemkategorie und als Quelle realer gesellschaftlicher Beunruhigung auf. Die große Wende in der Bewertung des Alters erfolgte nicht aufgrund des Drucks einer veränderten Zusammensetzung der Bevölkerung mit einem höheren Altenanteil. (2007, 81)

Nicht die steigende Anzahl der alten Menschen, sondern die Einführung des staatlich finanzierten Ruhestandes und der gleichzeitige Verlust einer sozialen Aufgabe leiten eine neue Lebensphase ein: „Die ‚Geburt‘ des Alters als einer eigenen, sozial anerkannten Lebensphase, wurde durch die Pensionsgesetzgebung eingeleitet [...]“ (ebd., 82). Das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben unterbricht die Biographie und stellt dadurch einen Unterschied zum Erwachsenenalter her. Göckenjan weist darauf hin, dass sich der geglückte Lebenslauf durch Kontinuität und nicht durch Diskontinuität auszeichnet: „Alter war hier wie überall nichts anderes als die Fortsetzung des bisherigen Lebens unter erschwerten Bedingungen, zumindest dann erschwert, wenn Kränklichkeit und zunehmende Gebrechlichkeit eintraten.“ (2000, 333)

Es war ein langer Weg, bis der Ruhestand jene Form annahm, die wir ihm heute zuschreiben. Darauf genauer einzugehen, verfehlt jedoch das Thema der vorliegenden Arbeit und wird deswegen an dieser Stelle vernachlässigt. Mit der Einführung einer Altersgrenze, die das Ausscheiden aus dem Berufsleben bestimmte, passierte jedoch ein entscheidender Wandel. Heute wird Alter als Gegenbegriff zu Erwerbstätigkeit bezeichnet, aber vor der Einführung einer Altersrente kannte die Arbeiterbiographie keine Veränderung der Lebensführung durch das Alter. Ein gelungenes Leben war gleichbedeutend mit lebenslangem Arbeiten.

In dem geglückten Lebenslauf wird der Mensch nicht alt, gebrechlich, hilfebedürftig und stirbt, er wird krank und stirbt. Man stirbt aus einer Krankheit, nicht aus dem Alter. Der geglückte Lebenslauf gerät nicht in den Bereich der Sozialpolitik, er zeichnet sich durch die unverminderte Fähigkeit der Sorge für sich selbst aus. (ebd., 310)

Folglich war der Ruhestand – heute kaum noch vorzustellen – nicht das ersehnte Freizeitglück, sondern eine Verletzung der moralischen Ökonomie und ein „Verstoß gegen die Arbeitsethik“ (ebd., 318). Mit dem Zeitalter der Freizeit entsteht einerseits (wie in einem vorangegangenen Kapitel bereits erwähnt wurde) eine Spaltung zwischen Leben und Arbeit, andererseits wird dem Menschen neben seiner Nutzbarkeit eine weitere Tür geöffnet. In Bezug auf das Alter bedeutet dies, dass es „immer mehr zu einer erwerbsarbeitsfernen Lebensphase [wird], die neu organisiert, gesichert und mit Sinn gefüllt werden muß.“ (ebd., 329) Wie die Lebensphase des Alters gestaltet wird, hängt von

den einzelnen Individuen ab. Daher ergibt sich auch eine Flut von unterschiedlichen Merkmalen, die nicht mehr als Kennzeichen des Alters gedeutet werden können.

Anders als in früheren Epochen, weisen vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die älteren und alten Menschen immer weniger Einheitlichkeit der Erscheinungsformen auf. Es gibt sie nicht mehr, die typischen alten Bäuerinnen, die alten Bürger, Hausherrn oder die typischen alten ‚Fabrikarbeiter‘. (Rosenmayr 2007, 85)

Hinzu kommt laut Rosenmayr, dass sich 60- bis 70-Jährige, die ja bereits in die soziale Kategorie der Alten fallen, gar nicht alt fühlen. Aufgrund von vorzeitigen Entlassungen und Langlebigkeit kann sich die Altersphase über Jahrzehnte erstrecken. Aus diesem Grund schlägt er (wie im Unterkapitel 2. 1. 3. „Kritik an Platon und Cicero“ bereits erwähnt wurde) genauere Unterteilungen des Alters vor und empfiehlt neben seiner chronologischen Einteilung auch eine Unterscheidung zwischen biologischem, psychologischem und sozialem Alter (vgl. 2007, 85-86). Die Verlängerung der Lebensjahre hat der Mensch der medizinischen Versorgung zu verdanken. „Durch Operationen, Kuren, Maßnahmen der Rehabilitation sowie die langfristige Gabe von Medikamenten, erhält die Spätphase des Lebens eine gewisse ‚Reparaturgarantie‘.“ (ebd., 86) Mit den Lebensjahren wächst jedoch nicht zwangsläufig die Lebensqualität. Auch im Alter noch schöne Lebenszeit zu verbringen, ist „stark vom Einkommen, der Bildung und der Schichtzugehörigkeit bedingt.“ (ebd., 87) Radikaler ist dies bei Simone de Beauvoir zu lesen:

Wenn der Rentner an der Sinnlosigkeit seines gegenwärtigen Lebens verzweifelt, so deshalb, weil ihm die ganze Zeit hindurch der Sinn seiner Existenz gestohlen worden ist. [...] Wenn er nun den Zwängen seines Berufes entrinnt, sieht er um sich her nur Wüste; es war ihm nicht vergönnt, sich Entwürfen zu widmen, die die Welt mit Zielen, Werten, Seinsgründen bereichert hätten. (2008, 710)

Beauvoir spricht damit das Problem an, dass der Mensch von der Gesellschaft als Material betrachtet wird. „Sie [die Gesellschaft] gesteht damit ein, dass für sie nur der Profit zählt und dass ihr ‚Humanismus‘ reine Fassade ist.“ (ebd., 711) Vor allem der von ihr so bezeichnete „Handarbeiter“ (2008, 709) hat nie gelernt, mit seiner Freizeit sinnvoll umzugehen. Stattdessen ist er Beschäftigungen nachgegangen, die „entfremdet“ (ebd.) waren. „Dem Handarbeiter gelingt es nicht einmal, die Zeit totzuschlagen. Sein verdrossener Müßiggang mündet in eine Apathie, die das, was ihm an physischem und geistigem Gleichgewicht noch bleibt, in Gefahr bringt.“ (ebd., 709-710) Das Alter und der damit verbundene Ruhestand ziehen für die alternden Menschen unserer Gegenwart zwei

widersprüchliche Konsequenzen mit sich: Einerseits ergibt sich die Möglichkeit, einen weiteren Lebensabschnitt (jenseits von Erwerbstätigkeit) mit neuen Herausforderungen und Aktivitäten zu gestalten, was sich positiv auf die Lebensqualität auswirken kann. Andererseits geht damit die Gefahr einher, an der neuen Lebensaufgabe zu scheitern, was wiederum gesundheitliche Folgeschäden mit sich bringt. Rosenmayr bestätigt dies mit folgenden Worten:

Untersuchungen in mehreren europäischen Ländern ergaben, dass bei gut einem Drittel aller über 60-jährigen eine Art ‚Spätlebens-Lethargie‘ mit quasi-depressiven Erscheinungen feststellbar ist. Diese Symptome zeigen sich an Bewegungsarmut, Überernährung und dem Sich-Überlassen an die Massenmedien, besonders an das Fernsehen. Diese Symptome der Lethargie sinken bei aktivierten Alten auf etwa ein Fünftel. (2007, 87)

Beauvoir schreibt, dass Aktivität zwar Gesundheit voraussetzt, aber gleichzeitig dazu beiträgt, sie zu erhalten. (vgl. 2000, 38) Der Mensch braucht weiterhin eine Aufgabe, um sein Leben auch noch im Alter sinnvoll zu gestalten. Ein sinnerfülltes Leben in dieser Lebensphase hängt zum Beispiel von der Einstellung zum eigenen Alter und Altern ab, von der Flexibilität des Einzelnen, aber auch von den Angeboten, die eine Gesellschaft für bestimmte Altersgruppen bereithält. Die gegenwärtige Gesellschaft – fast ausschließlich an Fortschritt, Leistung und Profit orientiert – vermittelt ein defizitäres Altersbild und beeinflusst damit die Lebensqualität der alternden Bevölkerung negativ. Der alternde Mensch verliert in einer Gesellschaft, die den Menschen auf seinen Gebrauchswert hin reduziert, seine soziale Rolle und erhält auf diese Weise kaum noch Möglichkeiten, sich in der Gesellschaft einzubringen. Ein Teil der Gesellschaft zu sein bedeutet aber, Leistung zu erbringen. Der alternde Mensch kann gewisse körperlich stark fordernde Arbeiten nicht mehr verrichten, aber – so Josef Ehmer – für das Vorurteil, dass er weniger produktiv sei, gibt es keinen wissenschaftlichen Beleg (vgl. 2009, 127). Trotzdem sind die negativen Vorurteile gegen das Alter weit verbreitet, was bedeutet, dass die alternde Generation kaum Angebote findet, sich handelnd zu bewähren. Außerdem werden diese Altersbilder negativ in der Selbstwahrnehmung älterer Menschen wirksam. „Die Abwertung von außen wird zur eigenen Abwertung, der Abwertung von innen.“ (Rosenmayr 2007, 340) Um Möglichkeiten zu schaffen, die auch den alternden Menschen noch erlauben, sich in die Gesellschaft einzubringen, müsste ein Umdenken stattfinden. Eine Abkehr vom Profitdenken hin zur Menschlichkeit wäre zwingend notwendig. „Davon sind wir weit entfernt. Die Gesellschaft kümmert sich um den Einzelnen nur in dem Maße, in dem er ihr etwas einbringt.“ (Beauvoir 2008, 712) Unnachgiebig fordert Beauvoir daher:

Wenn man begriffen hat, was die Lebensbedingungen der alten Menschen bedeuten, wird man sich damit nicht begnügen, eine großzügigere ‚Alterspolitik‘, eine Erhöhung der Renten, gesunde Wohnungen und Freizeitgestaltung zu fordern. Es geht um das ganze System, und die Forderung kann nur radikal sein: das Leben verändern. (ebd.)

Auch Ehmer beschreibt einen Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Denken und einem negativen Altersbild: „Der steigende Einfluss von Konzepten wie ‚Leistung‘ und ‚Produktivität‘ im gesellschaftlichen Denken [...] überlagerte sich mit Altersstereotypen, die den Verdacht mangelnder Leistungsfähigkeit im Alter schürten.“ (2009, 129) Diese Einstellung zum Leben, die den Menschen auf einen wirtschaftlichen Faktor reduziert hat, prolongiert die falsche Wertvorstellung, die in jedem Menschen bereits tief verankert ist – die Wurzeln dieser Entwicklung finden sich bereits in der Antike und führen unweigerlich zu einem negativen Altersbild. Diese herabsetzende Auffassung hat mit unserem Begriff von „Sein“ zu tun. Heidegger macht in „Sein und Zeit“ darauf aufmerksam, dass der Seinsbegriff neu überdacht werden muss. In diesem Zusammenhang wirft er einen Blick auf die Griechen. Diese haben die Frage nach dem Sein zwar gestellt, jedoch wurden deren Definitionen und Einstellungen ohne genaueres Hinsehen und Hinterfragen bis heute übernommen:

Die für die traditionelle Anthropologie relevanten Ursprünge, die griechische Definition und der theologische Leitfaden, zeigen an, daß über einer Wesensbestimmung des Seienden ‚Mensch‘ die Frage nach dessen Sein vergessen bleibt, dieses Sein vielmehr als ‚selbstverständlich‘ im Sinne des *Vorhandenseins* der übrigen geschaffenen Dinge begriffen wird.“ (2006, 49)

Dass die Griechen sich den Menschen als *technomorph* erklären, führt zu unserem heutigen Verständnis von Sein als „Ersetzbar-Sein“ – der Mensch wird in diesen Zusammenhängen zum Objekt des Gebrauchs!

Der Mensch wird zum Material und ist er schließlich alt, verbraucht und zu langsam für diese Welt, muss er zurückbleiben. „Das Entflammte sein für moderne Lebensqualitäten hat so überall den Gestus, das Alte und die Alten einfach am Wegesrand stehenzulassen und sich um das Veraltete und Gestrige nicht weiter zu kümmern.“ (Göckenjan 2000, 287) Anstatt die Profitgier einzudämmen und die Potentiale der alternden Menschen entsprechend zu pflegen und zu honorieren, bleibt weiterhin die Finanzierung das zentrale Thema. Scheutz fordert daher auf:

Doch sollte man die steigende, uns alle betreffende Vergreisung der Gesellschaft nicht nur als finanzielle Belastung, als Gefährdung des Generationenpaktes sehen, sondern auch die sozialen Leistungen des Alters (etwa in der Familie, Kinderbetreuung, im Bewahren kultureller Werte usw.) hervorheben. (2009, 109)

Je weniger Möglichkeiten der alternde Mensch bekommt, um sich einzubringen, je weniger er sich gebraucht und ernst genommen fühlt, umso stärker werden sein Selbstbewusstsein, seine Gesundheit und Lebensqualität negativ beeinflusst. Mit zunehmenden Lebensjahren häufen sich Krankheiten und Behinderungen. Die Menschen sind auf Hilfe angewiesen. Pflegende Personen, therapeutische Maßnahmen, Unterstützung durch Prothesen, Hilfestellungen in der Haushaltsführung durch Veränderungen der Wohnungseinrichtung oder sogar ein Umzug ins Heim sind im Regelfall irgendwann unumgänglich. Dies alles kostet Geld und führt zu Schwierigkeiten auf unterschiedlichen Ebenen: „Die Qualifikation der Pflegenden hält mit den entstehenden Massierungen und der Erhöhung der Ansprüche nicht Schritt.“ (2007, 90) Derzeit wird noch der Großteil der älteren Menschen von ihren Familien gepflegt. „Hilfsbereitschaft von Jung zu Alt darf heute selbst in der Verwandtschaft keineswegs mehr mit Selbstverständlichkeit vorausgesetzt werden.“ (ebd., 346) In Zukunft wird es immer schwieriger werden, ein pflegendes Familienmitglied zu finden. Dies ist die Folge von Singularisierung, sinkender Geburtenrate, Dasein ohne oder mit höchstens einem Kind. Außerdem sind es hauptsächlich Frauen, die sich bis heute noch um die pflegebedürftigen Familienmitglieder kümmern. Sie werden zukünftig diese Aufgabe wegen ihrer Berufstätigkeit nicht mehr übernehmen können und wollen. „Die soziale Pflicht, Verwandten zu helfen, ist nicht mehr durch institutionelle Werte abgesichert.“ (ebd., 88)

Abgesehen davon, dass Pflege Geld kostet, ist der Umzug in ein Heim für die meisten Menschen ein unheimlicher Verlust an Lebensqualität. Beauvoir schreibt, dass es nur sehr selten vorkommt, dass Menschen von einem Heimaufenthalt und den damit einhergehenden Sozialkontakten profitieren.

Die meisten Heiminsassen ertragen das Gemeinschaftsleben nur schwer; unglücklich, ängstlich, verschlossen, sind sie eng zusammengepfercht, ohne dass irgendein geselliges Leben für sie organisiert würde. [...] Alle krankhaften Prozesse, denen das Alter unterworfen ist, werden in den Heimen beschleunigt. (2008, 332)

Legt ein Heim Wert auf die Erhaltung der Lebensqualität, scheitert es an finanziellen Möglichkeiten, die beispielsweise am Mangel von Pflegepersonal deutlich werden. Außerdem ist das Pflegepersonal in den wenigsten Fällen mit den neueren Kenntnissen der Gerontologie vertraut. Die Folge sind überforderte und unzufriedene Angestellte, deren Frust sich auf die Bewohner überträgt. Beauvoir beschreibt sehr drastisch, wie die Umgebung oft auf den alternden Menschen einwirkt: „[M]an überschüttet ihn mit

Fürsorglichkeit, die ihn lähmt, behandelt ihn mit ironischem Wohlwollen, spricht dümmlich mit ihm, blinzelt sich hinter seinem Rücken viel sagend zu oder lässt verletzend Worte fallen.“ (ebd., 280) Hinzu kommt, dass ihm im Heim jegliche Selbstbestimmung und gestalterischer Einfluss auf seine Umgebung genommen wird. „Der Heimbewohner leidet in erster Linie unter den Zwängen, denen er sich beugen muss. Die Hausordnung ist sehr streng, die Routine starr; [...] Von seiner Vergangenheit, seiner gewohnten Umgebung abgeschnitten [...] hat er jede Persönlichkeit verloren [...]“ (ebd., 330)

Felix Mitterer stellt in seinem Werk „Sibirien“ den Monolog eines alten Mannes vor, der nach einem Sturz zuerst ins Krankenhaus und danach direkt ins Heim kommt. Mitterer beschreibt nun also, wie der alte Mann diese Situation erlebt. Er fühlt sich von seiner Familie verstoßen und sieht sich gezwungen, im Bett zu liegen und auf den Tod zu warten. Das Heim ist für ihn eine „Totenfabrik“ (1998, 63), ein Lager, von dessen Sauberkeit er sich nicht täuschen lässt. Den Umständen ausgeliefert, erinnert ihn das Heim und dessen Gefühlskälte an seine Kriegsgefangenschaft in Sibirien:

Es ist wohl nur Gleichgültigkeit.
Gleichgültigkeit.
Das schlimmste aller Gefühle.
Nein, kein Gefühl.
Der absolute Mangel an Gefühl.
Gefühlskälte.
Kälte.
Tausendmal kälter
als die klirrende Kälte Sibiriens. (ebd., 39)

Er empfand die Behandlung, die er als Feind in Sibirien erhielt, besser und fragt sich: „Bin ich wieder ein Feind?/ Bedrohe ich jemanden?“ (ebd.) Er fühlt sich eingeeengt: „Sie spritzten mich nieder/ und sperrten mich in diesen Käfig!“ (ebd., 61) Und fleht: „Ich bin ein Mensch!/ Bitte, das zu beachten!/ Kein Tier lässt man so krepieren!“ (ebd., 62) Er fordert: „Mehr Respekt vor dem Alter, bitte!“ (ebd., 54) Die Einzigen, die das Alter noch ehren, sind die Asiaten und daher nennt er die ihn betreuenden philippinischen Schwestern auch als Ausnahme. Weiters beschuldigt er das Pflegepersonal, ihn nicht wie einen alten Mann, sondern wie ein störrisches Kleinkind zu behandeln: „Ich komme drauf, sie haben mir Windeln angelegt!/ Ich liege angeschnallt in einem Bett/ und trage Windeln!“ (ebd., 13) Zu bedauern ist auch, dass auf die Eigenheiten der Bewohner keine Rücksicht genommen wird – um zwanzig Uhr ist beispielsweise Bettruhe:

Ich bin ein Nachtvogel!
Weißt du doch!
Wenn man was braucht, keine Chance!
Sie stellen die Klingeln ab, in der Nacht!
Die Bettklingeln.
Nicht bei allen.
Aber bei den Lästigen.
Ich gehör auch zu den Lästigen. (ebd., 50)

Er beklagt, dass er nichts mehr lernen darf – selbst sein geliebtes Haustier, um das er sich kümmern könnte (er hätte eine Aufgabe, etwas zu tun) durfte er nicht mitbringen. Stattdessen haben sie seinen Hund einfach eingeschlafert. Er wurde seiner Menschenwürde beraubt. Weil er dieses Schicksal nicht einfach hinnehmen wollte, unternahm er den Versuch, sich zu wehren und dagegen anzukämpfen. Seine Beruhigungspillen, die ihm die Schwestern verabreichen, „[d]amit sie ihre Ruhe haben“ (ebd., 49), spuckt er heimlich wieder aus, während die anderen Heimbewohner sich beugen und „wie tote Fliegen“ (ebd.) in ihren Betten liegen. Am Ende resigniert er aber und gibt seinen Kampf auf: „Mein Tod macht mir nichts aus, aber mein langes Sterben hat mich betrübt./ Das Sterben auf diese Weise,/ in dieser Anstalt,/ in dieser Zeit.“ (ebd., 78)

Mitterers literarische Aufarbeitung des Heimalltags ist nicht nur Fiktion, sondern entspricht durchaus der Realität. Beauvoir besuchte ein Heim und beschreibt ihre Wahrnehmung: „[E]s schnürt einem das Herz zusammen, wenn man sieht, wie stumpf das Heimleben macht.“ (2008, 334) So wird der Mensch, der einst handelndes Subjekt war, zum Objekt. „Da er nur als lästiges, überflüssiges Objekt erscheint, glaubt man ihn auch als solches behandeln zu können.“ (ebd., 280) Denn der alte Mensch löst „eine mit Ekel gemischte Verachtung“ (ebd., 281) aus. Auch Rosenmayr macht darauf aufmerksam, dass die Altenablehnung eine tief sitzende Angst vor dem Alter und dessen Hilflosigkeit ist und folglich die Akzeptanz für die Schwächeren fehlt. Er fordert eine „Umwandlung des Kulturgewissens“ (2007, 216): „Hässlichkeit, Ekel und Hinfälligkeit alter, meist hochbetagter Menschen, lösen inneren Schrecken aus. Zu dessen Bewältigung bedarf es besonderer Anstrengungen.“ (ebd.) Alter wird auf mehreren Ebenen zu einer gesellschaftlichen Herausforderung.

4. 3. 1. Alterspolitik als Kulturaufgabe

Es fehlt eine aufrichtige Kultur des Alters, eine positive Einstellung zur späteren Lebensphase. Das wird vor allem in Anbetracht der Bevölkerungsentwicklung und der

Langlebigkeit in Zukunft unumgänglich. Eine neue gesellschaftliche Haltung soll einerseits verhindern, dass alternde Menschen an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt werden, andererseits die produktive Auseinandersetzung mit dem eigenen Altern durch langfristig angelegte Vorbeugung ermöglichen und ein lebenswertes Älterwerden zur Folge haben. Ein würdevoller Umgang mit körperlichen Einschränkungen, wie sie im Alter auftreten, verringert nicht nur seelisches Leid, sondern schafft Möglichkeiten, die neue Handlungsspielräume eröffnen und folglich längere Selbstständigkeit und Aktivität erlauben. Prävention und eine dem Alter gegenüber aufgeschlossene Gesellschaft ist langfristig gesehen auch ökonomischer als immer mehr Pflegebetten bereitzustellen. Dazu müsste eine Gesellschaft, die sich hauptsächlich an der Wirtschaft orientiert, neue Wertigkeiten anstreben.

Rosenmayr erinnert daran, dass unserer Gesellschaft eine Alterskultur fehlt, weil die gegenwärtige Konfrontation mit dem Phänomen Alter eine vollkommen neue ist. „Es gibt kein Wert-Universum und keine historischen Vorbilder für eine der späten Moderne angemessene Alterskultur. Man kann auf keine gesellschaftlichen Vorerfahrungen zurückgreifen.“ (2007, 87) Die Alten selbst haben auch noch keine alternativen Lebensstile entwickelt, die ihnen Akzeptanz von Seiten der Gesellschaft einbringen würden. Beauvoir entdeckt darin eine weitere Schwierigkeit: „Die alten Leute sind nicht nur weitaus zahlreicher als früher, sie integrieren sich auch nicht mehr von selbst in die Gesellschaft; diese sieht sich genötigt, über ihre Stellung zu entscheiden, und diese Entscheidung kann nur auf Regierungsebene getroffen werden.“ (2008, 285) Für die kapitalistische Gesellschaft stellt der Pensionist eine Last dar, um die er sich kümmern muss. Der Sozialstaat ist für das Schicksal der alternden Generation verantwortlich. Rosenmayr gibt zu denken:

Bis heute ist es nicht gelungen, die Beiträge der Alten zu Gesellschaft und Kultur, z. B. durch Freiwilligenarbeit zu einer bedeutenden sozialen Gestaltungsmacht zu bündeln. Ihre Beiträge wurden in den Augen der Gesellschaft nicht nachhaltig anerkannt, geschweige denn legitimiert. (2007, 87-88)

Ausgehend von der Einsicht, dass Engagement Gesundheit fördert, sieht Rosenmayr die Aktivierung der alternden Generation einerseits als persönliche, andererseits als politische Verpflichtung: „Eine Alternspolitik wird mehr und mehr von unten kommen, sich selber organisieren und ‚von oben‘ finanziell und ideell gefördert werden müssen.“ (ebd., 287) Beauvoir und Rosenmayr kritisieren, dass das einzige Interesse, das dem Alternden

entgegengebracht wird, in der Marktwirtschaft zu finden ist. Der alternde Mensch wurde – so Beauvoir – zum „Gegenstand der Ausbeutung“ (2008, 281). Bei Rosenmayr heißt es: „Glücklich wird, wer im Alter [...] reichlich konsumiert [...]“ (2007, 281). Diese Forderung bildet jedoch das Gegengewicht zu der gesundheitserhaltenden Maßnahme, sich auch im Alter noch weiter entwickeln zu können. Deshalb wird es zu einer individuellen wie gesellschaftlichen Aufgabe, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Die alternde Generation sollte nach dem Ende der Erwerbstätigkeit weiterhin einen sozialen Beitrag liefern und die freiwillige oder ehrenamtliche Arbeit wird dabei eine tragende Rolle einnehmen. „Die berufliche Entpflichtung sollte nicht auch gesellschaftliche Entpflichtung, also Totalfreizeit bedeuten.“ (ebd., 338) Zum Beispiel erkennt Rosenmayr in den neuen Alten (wie er sie nennt) die Funktion von „Brückenbauern“ (ebd., 216) in Bezug auf die hochbetagten und pflegebedürftigen Mitmenschen. „Für die Gesellschaft der Zukunft sind neue Lösungen in der Pflege, durch Wohngemeinschaften und ‚geschütztes Wohnen‘ der verschiedensten Art unverzichtbar.“ (ebd.) Pflegeheime sollten nur dann in Anspruch genommen werden müssen, wenn es wirklich gar keine Alternative mehr gibt. Dieses Solidaritätsgefühl muss jedenfalls erst geschaffen werden. Um es einzuleiten, ist die Politik angehalten, zuerst selbstkritisch Abstand von der Steuerung durch Markt und Medien zu nehmen, welche die Gesellschaft zusehends individualisieren. Rosenmayr stellt fest: „Es fehlt ein sozialtheoretisch inspirierter Sozialpolitik-Diskurs.“ (ebd., 285)

Das Alter ist auf Herausforderungen und Ziele mehr angewiesen als jede andere Lebensphase: „Ziele, besonders die selber gesetzten, bringen Orientierung, Motivation und schließlich Handlungsbereitschaft bis ins höchste Alter.“ (ebd., 283) Derzeit bietet sich hauptsächlich der Fernseher an, der höchstens zum Konsumieren von Knabbergepäck motiviert. „Die große Mehrheit der Älteren gehört zur Zeit noch dem eher passiven traditionalistischen Typus des sogenannten ‚wohlverdienten Ruhestandes‘ an.“ (ebd., 282) Aktive Menschen, die noch eine Aufgabe haben, sind gesünder und würden den Staat langfristig entlasten. Die Dringlichkeit der gesellschaftspolitischen Aufgabe, dem Menschen auch nach der Erwerbstätigkeit noch Möglichkeiten der Mitgestaltung zu bieten, wird deutlich. Betätigungsmöglichkeiten in der Gemeinde, Förderung der Kompetenzen und Vermittlung von Bildung sind die Vorschläge, die Rosenmayr für die Älteren beschreibt.

Für die Grundorientierung einer sozialen Alterspolitik bedeutet all dies sowohl Erhaltung und Integration als auch Aktivierung. Diese Aktivierung schließt die Förderung der eigenen Lebenskraft durch bewusst gepflegte Gesundheit und mehrere Aspekte von Fitness ein. Einrichtungen hiezu

werden nach unseren Studien in Österreich zunehmend gewünscht, sowohl in der Stadt als auch in den kleineren ländlichen Gemeinden. (ebd., 286)

Die Senioren in ihrer Aktivität zu unterstützen, versteht Rosenmayr als Kulturaufgabe der Alterspolitik. Eine Gesellschaft, die nicht nachhaltig denkt und plant, stattdessen nach Gewinn trachtet und kurzzeitig kalkuliert, legt nicht vordergründig Wert auf das Wohlergehen ihrer Mitglieder, sondern in erster Linie auf deren Konsumverhalten. Im Gegenzug werden sich jene Menschen, die ihre Lebensqualität an den Massenmedien orientieren, ihr Kaufverhalten diktieren lassen. Das Hauptziel dieser Lebensausrichtung heißt Lustmaximierung und wird auf Dauer zu einer staatlichen Belastung. Gesundheitliche Folgeschäden eines konsumorientierten Lebensstils sowie die Schnelllebigkeit der Überflussgesellschaft verhindern ein selbstbestimmtes, sinnerfülltes Leben. Mangelnde Auseinandersetzung mit sich selbst und die Abwesenheit von tiefgründigen Beziehungen verhindern unter anderem, gestalterisch auf das eigene Leben eingreifen zu können. Physische und psychische Folgeschäden (bei steigender Anzahl der Hochbetagten) werden zu einer gesamtgesellschaftlichen Problemdimension. „Der soziale Kampf um die Erhöhung der Gesundheitskosten ist absehbar, aber auch um die Frage, wer um wessen Geld wen und wie lange pflegen wird. Und die Frage ist, woher die Pflegenden kommen sollen.“ (Rosenmayr 2007, 21) Prävention durch Bildung und Gesundheitsförderung, aber vor allem Umdenken und die Hervorbringung neuer kultureller Werte, die sowohl von den Alten, als auch den Jungen getragen werden, sind im Angesicht der wachsenden alternden Bevölkerung unumgänglich.

Die Zukunft wird eine neue Verteilung der Phasen des Lernens, Arbeitens und des Ruhens verlangen. Bisher waren diese auf die Lebensphasen Jugend, Erwachsenenalter und Alter aufgeteilt, zukünftig sollten sie jedes Lebensalter im richtigen Verhältnis kennzeichnen. „Alle Lebensalter werden stärker in den Fluss gesellschaftlicher Entwicklung gezogen. Sie sind in permanenter Umformung.“ (ebd., 341) Nicht mehr Kontinuität, sondern Diskontinuität wird die Lebensläufe kennzeichnen.

Um Kompetenzen zu bewahren und aufzubauen, wird andauerndes Lernen nötig sein. Teilzeitarbeit, Freiwilligenarbeit, arbeitsmäßige Kooperationsverhältnisse mit nur teilweiser Entlohnung, werden im letzten Lebensdrittel zur neuen Lebenslaufcharta gehören müssen. Und schließlich ist ‚freie Zeit‘ in alle Lebensphasen einzubauen, einerseits zur Regeneration, zur Distanzgewinnung und andererseits zur Sichtung von neuen Lebenschancen und zum schon betonten Weiterlernen. [...] Es öffnen sich die Grenzen zwischen den Lebensphasen. Es erhöht sich die Zubilligung von mehr Selbstwahl. (ebd., 345)

Die politische Aufgabe besteht laut Rosenmayr darin, die Voraussetzungen für ein dementsprechendes Gesellschaftsbudget zu schaffen. Ein weiteres Ziel sollte „die Förderung von Fähigkeiten und Kompetenzen der älteren Generationen, besonders der Hochbetagten“ (ebd., 284) sein. Natürlich bringt dieser Wandel auch Herausforderungen für jeden Einzelnen mit sich, weil auf diese Weise gestaltete Biographien mehr Selbstbestimmung, Offenheit im Sinne von lebenslangem Lernen und eine neue Einstellung zur Arbeit erfordern. Vor allem aber verlangt die Zukunft mehr Flexibilität.

Mit Améry soll an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen werden, wie einschränkend eine Gesellschaft auf den Menschen wirkt, die sich vor allem an Profit und Besitz orientiert: „Denn unsere Heimat ist keine Welt des Seins, sondern eine des Habens, genauer: eines Seins, das durch das Haben erst gegeben wird.“ (1977, 70) Das Haben, welches das Sein bestimmt, nimmt dem Menschen die Möglichkeit, sein Leben selbst zu entwerfen, weil es jegliches Werden ausschließt. Mit den Worten Amérys: „Die Welt des Habens läßt immer weniger sich von Tag zu Tag entwerfende Außenseiter zu.“ (ebd., 71) Um dies genauer zu erklären, soll hier an das bereits erwähnte „soziale Alter“ (wie es Améry nennt) erinnert werden. Das soziale Alter wird dem Menschen aufgezwungen und nimmt ihm seine Potentialität. Der Moment, in dem das Altern eintritt und dem Menschen Zukunft verwehrt wird, ist nicht an seine Lebensjahre gebunden, sondern an sein Haben.

Die anderen erreichen ein soziales Alter, früher oder später, die meisten zu jenem Zeitpunkt, an dem sie der Gesellschaft sich als Produzenten-Konsumenten präsentieren, in die zu investieren sich verlohnt. Sie haben irgendwann ein Eigentum zu verteidigen, einen Wissensbesitz anzubieten, für einen Ehepartner zu sorgen und für Kinder. Durch ihr Haben bestimmt, [...] placken sie sich durch und werden eines Tages der Lebenskehre inne, an der ihr Haben-Sein unwiderruflich ist: dann sind sie Alternde. (ebd., 73)

Und ab diesem Augenblick wird die Gesellschaft von jenen Menschen nur mehr verlangen, dass sie das tun, was sie immer gemacht haben oder gar nichts tun. Améry beschreibt diesen Zustand als Ketten, die sich angenehm tragen. Eine Gesellschaft, die den Menschen immer wieder auffordern würde, sich vom Nullpunkt aus neu zu konstruieren, würde zur Folge haben, dass sich der Mensch mit seinem Sein auseinandersetzen müsste. Dies wäre natürlich eine massive Herausforderung. In Anbetracht der derzeitigen Bevölkerungsentwicklung, der Verlängerung des Lebens und der vorangegangenen Überlegungen, steht die Gesellschaft vor einem Wandel. „Die Zukunft wird einen mehr um die eigene Sinnfindung und Daseinsgestaltung bemühten Menschen verlangen.“ (Rosenmayr 2007, 287)

4. 3. 2. Der ambivalente Charakter des Alters und dessen Bedeutung für das Individuum

Ein verlängertes Leben bedeutet also auch ein an Möglichkeiten reicheres Leben. Daher verlangt die letzte Lebensphase vor allem Änderungsfähigkeit. Rosenmayr bezeichnet dieses Vermögen als wichtige Voraussetzung, damit alternde Menschen ihr Leben weiterhin gestalten und selbst bestimmen können. Diese Forderung ist neu, da der letzte Lebensabschnitt bisher entweder gar keine Unterbrechung des Lebenslaufes darstellte, oder mit der Einführung des Ruhestandes einfach zur verpflichtungsfreien Freizeit wurde. Es wurde bereits erwähnt, dass Rosenmayr darauf hingewiesen hat, dass mit einer längeren erwerbstätigkeitsfreien Lebensphase die gesellschaftliche Verpflichtung nicht einfach wegfallen kann. Anstatt sich einfach treiben zu lassen, sollte der Mensch weiterhin eine Aufgabe verfolgen können, die sowohl für die Gesellschaft als auch für das Individuum positive Konsequenzen hat. Außerdem wird der Mensch dadurch aufgefordert, sein Leben auch noch im Alter zu gestalten, was wiederum die Lebensqualität erhöht. Bildung wird auch für Senioren zu einem Schlüsselbegriff werden. Voraussetzungen sind Aufgeschlossenheit und eben die Bereitschaft, sich auch im Alter noch zu verändern und auf Neues einzulassen. „Altern kann nur gelingen, wenn Neues in die Lebenshaltungen und wenn die verborgenen Kräfte eigener Schaffenskraft gesucht werden.“ (Rosenmayr 2007, 50) Daraus ergibt sich eine Ambivalenz, die an dieser Stelle verdeutlicht werden soll. Rosenmayr spricht einen Aspekt der Lebenswidersprüche an, die sich im Prozess des Älterwerdens ergeben: „Das späte Leben hat nicht nur mit Einschränkungen zu rechnen. Es ist potentiell eine Phase der Erweiterung. Angesichts der entstehenden biologischen Begrenzungen und der damit einsetzenden Begrenzungsängste, gerät es in innere Konflikte.“ (ebd., 48) Der verfallende Körper und daraus resultierende psychische Leiden sind nur ein Teil der Schwierigkeiten, mit denen sich der alternde Mensch konfrontiert sieht. Im Zuge der vorliegenden Arbeit wurden weitere Begrenzungen bereits thematisiert und in diesem Zusammenhang sollen sie in Hinblick auf die Forderung nach Änderungsfähigkeit noch einmal beleuchtet werden. Zusammengefasst sind es vor allem biologische Veränderungen, ebenso die Gesellschaft, die Zeit (einerseits die in Gewohnheiten erstarrte Zeit, andererseits die begrenzte Zukunft) und der unausweichlich näherkommende Tod, welche sich auf den alternden Menschen hinderlich auswirken.

Wie sich der körperliche Zustand und das angegriffene Gedächtnis negativ auf die Kreativität auswirken können, wurde bereits am Beispiel der Künstler veranschaulicht. In Bezug auf das lebenslange Lernen soll an die beschriebene Langsamkeit des alternden

Menschen (im Gegensatz zur immer schneller werdenden Welt) erinnert werden. Norberto Bobbio bringt das Problem auf den Punkt: „Zwischen der immer größeren Geschwindigkeit, mit der unsere Kenntnisse sich verändern, und der zunehmenden Langsamkeit, mit der ein alter Mensch Neues aufnimmt, herrscht ein unversöhnlicher Widerspruch.“ (1997, 92-93) Améry beschreibt ein ähnliches Phänomen, dessen Wurzel er jedoch noch tiefer im Menschen verankert sieht. Nicht nur das Wissen, sondern auch die Welt verändern sich immerfort, während der Mensch doch immer derselbe bleibt. Dies führt dazu, dass sich der alte Mensch in einer Welt wiederfindet, die nicht mehr seine ist und die er nicht mehr versteht. Dabei handelt es sich nicht nur um technische oder wissenschaftliche Kenntnisse, sondern vor allem um Nebensächlichkeiten, beispielsweise um Mode. Er hegt einen Unwillen gegen das Neue, ihm Fremde und entwertet es: „[A]ch was, leeres Gerede das alles, was sich heute Philosophie nennt, trostloses Geschmier, was man uns als Malerei darbietet, anarchisierende Scharlatanerie, was sich da als Poesie ausgibt [...]“ (1977, 94). Beauvoir formuliert passend: „Die Welt der Erwachsenen ist nicht mehr die seine: Er lehnt ihre Regeln ab und auch ihre Moral.“ (2008, 628) Améry bezeichnet dieses Phänomen als „kulturelles Altern“ (vgl. 1977, 87-110), es führt zur „kulturelle[n] Entfremdung“ (ebd., 89) und letztendlich zum „Ich- und Weltverlust“ (ebd., 105). So wird der alte Mensch „zum Weltfremdling und Kauz“ (ebd., 94), der sich in einer „leere[n] Welt, in ein[em] Anti-Universum“ (ebd., 107) wieder findet. Der scheinbare Unwille gegen alles Neue entspringt in Wirklichkeit einem mangelnden Verständnis gegenüber einem neuen Zeichensystem.

Weil jedes Individuum Zentrum eines bestimmten Zeichensystems ist, weil der Bezugsmittelpunkt des Systems sein eigenes Dasein ist, [...] darum ist es für den alternden Menschen so außerordentlich schwer, die Zeichen einer zwar vor seinen Augen entstandenen, jedoch in immer geringerem Grade durch ihn disponierten Epoche zu begreifen. (ebd., 93)

Die Zeichen eines Systems, die sich permanent erneuern, werden gelernt, indem sie geschaffen werden. Selbst ein aufgeschlossener Alternder, der sich alle Mühe gibt, die Zeichen zu verstehen, wird – laut Améry – scheitern: „[U]nzeitgemäß ist er auf unheilbare Weise [...]“ (ebd., 96). Da es für den Menschen unmöglich ist, aus seinem eigenen System auszubrechen, „so irrt der Alternde durch die kulturellen Zeichen der Epoche.“ (ebd. 90) Beauvoir fasst dies mit folgenden Worten zusammen: „Vermindert, verkümmert und ins Exil ‚seiner‘ Zeit verbannt, bleibt der Greis dennoch jener Mensch, der er war.“ (2008, 585) Améry sieht keine Hoffnung für den Alternden und schildert sehr drastisch: „Nun, es

ist klar: der Tod. Das kulturelle Altern, gegen das so wenig ein Kraut gewachsen ist wie gegen den physischen Verfall, ist die ganz und gar schlechte Botschaft, die Verkündigung des Endes. [...] Das Leben des Alternden, [...] ist in seinen kulturellen Bezügen ein Kadaver.“ (1977, 109) So wird dem Alternden nicht nur sein Leib, sondern auch die Kultur zur Last. Beauvoir meint, dass dieser Gedanke zum ersten Mal bei Swifts unsterblichen Struldbrugs zu finden ist:

Da die Sprache dieses Landes ständig in Veränderung begriffen ist, verstehen die Struldbrugs der einen Generation die der anderen nicht mehr, und nach zweihundert Jahren sind sie auch nicht mehr imstande, irgendein Gespräch [...] mit ihren Nachbarn, den Sterblichen, zu führen. Und so sind sie in der ungünstigen Lage, wie Fremde in ihrem eigenen Vaterland zu leben. (Swift 1974, 307-308)

Die Welt veränderte sich früher kaum oder nur sehr langsam, daher alterte der Mensch in einem über weite Strecken gleich bleibenden System. Erst im 18. Jahrhundert kam der Glaube an den Fortschritt auf:

Das führt Swift zu der Ansicht, dass der Alte sich in einer veränderlichen, unaufhörlich verjüngten Welt wiederholt und stagniert. Unfähig, ihrer Entwicklung zu folgen, bleibt er zurück, allein, eingemauert, von allem abgeschnitten, was sich von ihm entfernt. [...] Das Alter ist nicht nur Verfall, sondern auch [...] die Einsamkeit der Verbannung. (Beauvoir 2008, 245)

Der alternde Menschen – so Beauvoir – ist ein „Überlebender“ (ebd., 568) aus einer „Zeit, die ihm gehört hat, in der er sich für einen ganzen, für einen lebendigen Menschen angesehen hat.“ (ebd.) Passend dazu erläutert Gerd Göckenjan: „Der alte Mensch als Fremder in der Welt der Nachgeborenen ist nach 1800 ein häufiges Motiv. Der Greis ist das Relikt einer vergangenen historischen Zeit. Seine Erfahrungen und Kenntnisse sind mit seiner Zeit untergegangen.“ (2000, 158) Göckenjan entschlüsselt das Thema des alten Menschen, der sich in seiner eigenen Umgebung „ins Exil versetzt“ (Beauvoir 2008, 570) fühlt, als Altersklage: „Dieser Fremdheitstopos ist nicht unbedingt Produkt eines beschleunigten sozialen Wandels, auch hier ist vor allem Lebensende repräsentiert, existenzielle Verluste.“ (2000, 299) Demnach wäre die Klage über Einsamkeit und Fremdheit viel eher die Angst vor Verlassenheit und Hilflosigkeit im Angesicht des herannahenden Endes.

Während Göckenjan das Lebensende als Grund für die Altersklage deutet, erkennt Beauvoir darin ein tatsächliches Hindernis, welches dem Alternden das Älterwerden und die Orientierung in der Welt, die nicht mehr seine ist, erschwert. Ihre Erklärung, warum sich der alte Mensch nicht an Neues anpasst beziehungsweise sich gar nicht erst dafür

interessiert, ist eine andere als die Améry's: „Ist die Zukunft versperrt, dann ist es zwar nicht unvermeidlich, aber doch normal, dass man sich darauf versteift, auf die Vergangenheit zu setzen und die Meinung, die man sich darüber gebildet hat, nicht zu ändern.“ (Beauvoir 2008, 545) So hält die Vergangenheit den alten Menschen, den sie geformt hat, gefangen und verhindert sein Voranschreiten. „Das erklärt auch den merkwürdigen Ausdruck: zu meiner Zeit.“ (ebd., 568) Dass die Formulierung „zu meiner Zeit“ nicht unbedingt mit dem Lebensende, sondern vor allem mit dem Festhalten an die Zeit, mit der sich der Mensch identifiziert, zu tun hat, stellt Silvia Bovenschen eindrücklich dar, als sie in ihren persönlichen Notizen, die sie zu dem Text „Älter werden“ zusammenfügte, erschreckt feststellt:

„Zu meiner Zeit“ – höre ich mich doch tatsächlich sagen: Zu meiner Zeit? Wie kam diese alberne Formulierung in meinen Sinn?
Du liebe Zeit, wann ist oder vielmehr war denn das denn: meine Zeit? Bin ich schon aus einer allgemeinen Zeit herausgefallen? Lebe ich bereits im Takt einer eigenen Zeit, die ins Verfllossene changiert? Ist das Bezugsnetz meiner Assoziationen veraltet? [...] Bin ich schon in Teilen meiner Existenz unzeitgemäß? (2010, 25-26)

Vor allem – so Beauvoir – identifiziert sich der Mensch mit jener Zeit, in der er sich entwarf und durch seine Tätigkeiten realisierte. Denn das war seine Zeit – die Zeit, die ihm gehörte, die ihn lebendig machte (vgl. 2008, 568). Dazu noch einmal passend die Worte Bovenschens:

Als junge Frau glaubte ich an den ‚veralterten‘ Frisuren älterer Frauen erkennen zu können, wann sie ihrerseits glaubten, ihre beste Zeit gehabt zu haben. Hatten sie die Frisuren einfach aus Gewohnheit beibehalten, oder sollte die Haarformation aus besseren und jüngeren Tagen einen alten Glanz konservieren? (2010, 26)

Beauvoir erkennt darin die fehlende Kraft, sich fortwährend von der eigenen Vergangenheit loszureißen. Je älter, umso größer die Last der Vergangenheit, welche den Menschen immer wieder einholt: „In Wahrheit ist es die Vergangenheit, die uns hat.“ (Beauvoir 2008, 479) Es scheint, dass der Mensch gar keine Möglichkeit hat, seinem Schicksal, das ihn früher oder später einholt, zu entrinnen: „Inmitten der Veränderung bleibt es immer dasselbe Individuum: verdammt zum Untergang.“ (ebd., 497) Diese blockierende Wirkung der Vergangenheit in Kombination mit einer begrenzenden Zukunft – wie sie vorhin bereits mit Beauvoir geschildert wurde – zeigt wieder Verwandtschaft mit einer Aussage Améry's: „Wer aber nichts oder wenig oder Unwesentliches nur noch zu

erwarten hat, wer hineinsteigt in die Vergangenheit, deren Brunnen tief ist, der bleibt still am Orte.“ (1977, 26)

Neben körperlichen und seelischen Leiden, dem Blick der Gesellschaft und ihrer kulturellen Wertvorstellungen wirkt auch die Dimension der Zeit auf den Menschen einschränkend. Weil alt sein unter anderem ja auch bedeutet, dass viel Zeit vergangen ist, versucht Améry der Frage, was Zeit denn eigentlich sei, auf den Grund zu gehen. Die Zeit, die er sucht, ist nicht die Zeit des Physikers, sondern die gelebte Zeit des Menschen, „*unsere*[...] Zeit, die immer *nur* unsere ist“ (ebd., 16). Die gelebte Zeit kann nicht einfach mit Uhren oder Kalenderblättern gemessen werden, da diese Zeitstrecken relativ und daher „maß-los im eigentlichen Wortsinn“ (ebd., 21) sind. Die Zeit kann aber eingeholt werden – und zwar im Altern und im Erinnern. Zeit ist immer *im* Menschen, während der Raum, in den der Mensch hinaustritt, um „sich zu er-äußern“ (ebd., 27), immer *um* ihn ist. Der junge Mensch hat noch viel Raum beziehungsweise Welt vor sich und wenig Zeit in sich, während es sich bei alten Menschen umgekehrt verhält – der alte Mensch „*ist ganz Zeit*“ (ebd., 25): „Alt sein [...] heißt: Zeit haben im Körper.“ (ebd., 26) Die gelebte Zeit macht das ganze Ich des Menschen aus. Zeit zu werden bedeutet Ich werden. Der Mensch befindet sich jedoch so lange im Werden dieses Ichs, so lange er sich in die Welt hinauswirft. Erst wenn sich das Ich verdichtet, zu müde geworden ist, um sich weiterhin zu *er-äußern*, tritt es aus der Räumlichkeit. Ab dem Zeitpunkt, da das Ich aus dem Raum genommen wird, trägt es die „Gefühlsqualität regungsloser Trauer und Resignation“ (ebd., 34). Es ist das Nachdenken über die eigene gelebte Zeit, die dem Menschen zum Verhängnis wird:

Der Mensch, der dem Entsetzen sich überließ, auch nur während einer kurzen Stunde des Nachdenkens über die in ihm schon aufgesammelte Zeit, hat jedenfalls halb und halb den Raum schon verlassen, in dem er doch vielleicht noch eine Frist verbleiben darf. Er ist, während seine Zeit vergeht im Hui, nur noch Geschöpf der Zeit. (ebd., 37)

Will der Mensch lebendig bleiben, so hat er gar keine andere Wahl, als sich täglich neu zu entwerfen. Beauvoir erwähnt dazu passend, dass der Mensch Ziele braucht, die seinem Leben weiterhin einen Sinn verleihen. Doch: „Eine begrenzte Zukunft, eine erstarrte Vergangenheit – das ist die Situation, der sich der alte Mensch gegenüber sieht. In zahlreichen Fällen lähmt sie seine Aktivität.“ (2008, 492) Solange der Mensch – so Améry – „in die Welt hineinlebt“ (1977, 24), ist Zeit für ihn keine Schwierigkeit. Sie wird aber zu seinem „dringlichste[n] Problem“ (ebd., 16), sobald er bemerkt, dass ihm nicht mehr viel

Zeit gegeben ist. „Die Zeit ist unser Erzfeind und unser innigster Freund, unser einziger totaler Alleinbesitz und das, was wir niemals zu fassen bekommen, unsere Pein und unsere Hoffnung.“ (ebd., 16-17) Anstatt die kurze Zeitspanne, die dem Menschen am Ende seines Lebens noch bleibt, zu nutzen, hemmt sie ihn in seiner Zielsetzung oder deren Verwirklichung:

Es kommt jedoch vor, dass aus gesundheitlichen Gründen oder äußerer Schwierigkeiten wegen die Entmutigung des alten Menschen endgültig ist, sodass er nichts mehr zu tun weiß oder auf Unternehmungen verzichtet, weil er meint, ihm bliebe nicht mehr viel Zeit, sie zu Ende zu führen. (2008, 493)

Beauvoir findet in dieser Motivationslosigkeit die Erklärung, warum so viele alte Menschen der Beschreibung des Melancholikers entsprechen: „Die Melancholie [...] ist eine ‚Zeit-Krankheit‘. Die Zukunft ist versperrt, der Patient hat keinen Elan mehr, für ihn gibt es nur noch die Aussicht auf den Tod.“ (2008, 649) Der Alternde schaut in eine aussichtslose Zukunft. Seine Vergangenheit – also die eigene Geschichte, die den Menschen ausmacht – ist einerseits Wurzel und Verankerung, von der ausgehend er sich in die Zukunft entwirft, andererseits ist sie ihm Hindernis, wodurch jegliches Entwerfen verwehrt bleibt. Weiterentwicklung bedeutet immer auch Loslösung (nicht zu verwechseln mit Nichtannehmen und Negieren) von der Vergangenheit. Beauvoir schreibt, dass der alternde Mensch eine solche Öffnung als Bruch mit der Vergangenheit versteht: „Sich davon loszureißen bedeutet für ihn, sich von seinem Sein zu trennen.“ (2008, 613) Aus Angst flüchtet er sich in die Gewohnheit:

So gewährt die Gewohnheit dem alten Menschen eine Art ontologischer Sicherheit. Durch sie hindurch weiß er, wer er ist. Sie steht ihm gegen seine diffusen Ängste bei, indem sie ihm versichert, dass der morgige Tag den heutigen wiederholen wird. [...] Bei der Vorstellung, sie aufgeben zu müssen, fühlt der Greis ‚den Tod über sich hinwegschreiten‘. (ebd.)

Die Gewohnheit „verschmilzt Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges und entreißt ihn so der Zeit, die sein Feind ist; sie verleiht ihm jene Ewigkeit, die er im Augenblick nicht mehr findet.“ (ebd.) Auf der anderen Seite erlischt mit der Gewohnheit die Leidenschaft, die den Menschen dazu antreibt, sich immer wieder auf das Neue in der Welt einzulassen. Bobbio beschreibt, wie schwer es ihm im Alter fällt, noch Neues an sich heranzulassen, während ihn das Altbekannte immer mehr einnimmt:

Mehr als das Neue fesselt mich die Information, die sich wiederholt, die Idee, die mir längst bekannt ist, die erfreuliche Bestätigung dessen, was ich mir vor vielen Jahren angeeignet habe. Der neue

Gedanke erscheint fast wie ein Eindringling, der versucht, einen bereits überfüllten Raum zu betreten, in dem es keinen Platz mehr gibt (1997, 59)

Bestätigung gibt dem Alternden Halt in einer Welt, die ihn als Individuum aufgrund seiner veralteten Werte und Sichtweisen bedroht. Nicht nur neue Gedanken und Informationen, sondern das Neue als Allgemeines, bereiten dem alten Menschen Schwierigkeiten. Seine Welt wird immer ärmer an Eindrücken und die Folgen sind Eintönigkeit und Langeweile. „Die Gewohnheit poliert die Zeit, man gleitet darüber hin wie über ein zu glatt gewachstes Parkett.“ (2008, 489) Die Wahrnehmungsfähigkeit stumpft durch die Gewohnheit ab, „weil unser Sehen nicht mehr durch neue Entwürfe angeregt wird.“ (ebd., 589) Und so findet sich der Mensch in einer Leere wieder, die er sich selbst erschaffen hat, weil er sich aus Trägheit und Angst in die Gewohnheit davon stahl, die ihm nun zur Last wird und ihm sogar verunmöglicht, sein Leben zu gestalten:

[U]nd nur im Licht unserer Entwürfe wird die Welt sichtbar; sie wird ärmer, wenn die Entwürfe sich verringern. Wenn wir unsere Tätigkeit aufgeben, so verschaffen wir uns damit nicht Wonnen der Faulheit, um die man uns betrogen hätte, sondern machen die Zukunft unfruchtbar, entvölkern das Universum. (ebd.)

Felix Mitterer thematisiert in seiner Tragikomödie „Der Panther“ die Leere und Einsamkeit des Alters. Ein alter Mann, der an Demenz leidet, wird von einer älteren Dame, die ebenfalls schon etwas vergesslich ist, mit dem Auto angefahren. Ob es ein Unfall war oder der alte Herr absichtlich in das Auto gelaufen ist, bleibt unklar. Vieles deutet aber darauf hin, dass es sich um einen Betrüger handelt. Trotzdem nimmt sie ihn mit zu sich nach Hause, wo der vermeintlich Verletzte anstatt Schmerzensgeld zu erhalten, einfach bleiben will, bis er wieder geheilt ist. „Ist das fad, wenn man alt ist“ (2008, 45), lässt Mitterer den alten Mann sagen, dessen Welt langsam im Dunkel zu verschwinden droht. Passend dazu hat er das Stück nach der literarischen Vorlage Rilkes „Der Panther“ genannt:

Sein Blick ist vom Vorübergehen der Stäbe
so müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf –. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –

und hört im Herzen auf zu sein. (Rilke 1966, 29)

In Mitterers Theaterstück führt die Krankheit der Demenz den alten Menschen in eine leere Welt, an der er verzweifelt. Dem an Demenz erkrankten Menschen wird nicht nur verwehrt, sich auf Neues einzulassen, die Krankheit nimmt ihm auch seine Vergangenheit, scheint ihn langsam auszulöschen. „Ich sterbe von beiden Enden her ab“ (2008, 48) sagt der alte Mann im Stück. Ob mit oder ohne Krankheiten – der alternde Körper wird dem Mensch zum Verhängnis:

Dieser Mangel an Neugier, diese Gleichgültigkeit des alten Menschen werden durch seinen biologischen Zustand noch verstärkt. Es ermüdet ihn, der Welt seine Aufmerksamkeit zu widmen. Oft hat er nicht einmal mehr die Kraft, an den Werten festzuhalten, die seinem Leben einen Sinn gegeben haben. (Beauvoir 2008, 591)

Die Gewohnheit und die Routine helfen ihm, seinen Alltag noch zu meistern. Während der junge Mensch noch Raum für Improvisation hat, nimmt der alte Mensch Veränderungen

mit einer gewissen Unruhe auf; wählen müssen erschreckt ihn [...] Für ihn ist es bequem, sich auf erprobten Regelungen auszurufen. [...] Die Rolle der Gewohnheit [...] ist für den Greis umso wesentlicher, je mehr seine psychischen Kräfte schwinden. Unter anderem vermag sie Gedächtnisschwächen auszugleichen. (ebd., 610)

Beauvoir will damit aufzeigen, dass es natürlich wichtig ist, dass der Greis seine Gewohnheiten pflegt. Problematisch werden sie erst, wenn krampfhaft an ihnen festgehalten wird, während die gewohnten Tätigkeiten ihre wahre Bedeutung längst verloren haben. „Wenn der alte Mensch sie überhand nehmen lässt, verknöchert er und verstümmelt sich selbst.“ (ebd., 612) Damit verweist Beauvoir auf die Verpflichtung des Individuums, sein Leben weiterhin (so lange als möglich) selbstbestimmt zu gestalten.

Mit Améry wurde gezeigt, dass die Gesellschaft einen wesentlichen Beitrag zum Prozess des Alterns liefert, indem sie bestimmt, wann der Mensch zum Geschöpf ohne Entwicklungsmöglichkeiten wird. Insofern ist es das Verschulden der Gesellschaft, dass der nun gealterte Mensch sich nicht mehr hinterfragt und neu begründet – dass er nicht mehr Zeit wird, sondern Zeit *ist*. Améry schreibt aber auch: „Die Schuld trägt er selber im Maße, wie er dem von der Gesellschaft Gesetzen sich fügte [...]“ (1977, 73) Es bleibt also die Aufgabe des Individuums, um seine Lebendigkeit und sein Werden zu kämpfen, sich seine Leidenschaftlichkeit zu bewahren und sich auch weiterhin Ziele zu setzen. „Dabei dürfte sich der alternde Mensch von der eigenen (Lebens-)Geschichte nicht die Modelle vorgeben und sich von diesen tyrannisieren lassen.“ (Rosenmayr 2007, 50) Damit es dem

Menschen auch noch im Alter gelingt, sich selbst und sein Leben zu verändern, muss er lernen, sein Selbstbild ständig neu zu zeichnen. „Das alte Ich kann sich nur wandeln, wenn es eine *andere* Geschichte darüber erzählt, wer es selbst ist und war. So wird ein Horizont dafür aufgerissen, was es noch sein könnte.“ (ebd., 44) Dies würde natürlich bedeuten, dass der Mensch, bevor er – sei es nun von seinem Körper, von der Gesellschaft oder von der ihn einholenden und einnehmenden Zeit – sämtlichen Einschränkungen unterliegt, lernt, sich selbst und sein Leben ständig neu zu hinterfragen und zu gestalten. Um das Altern zu meistern, muss also auch das gesamte vorangegangene Leben „richtig“ gelebt werden. Dies lehrten bereits die antiken Philosophen. Der Aspekt der Veränderungsfähigkeit wird somit zur gegenwärtigen Forderung, die das heutige Leben mit seiner Schnelligkeit, Langlebigkeit und der anwachsenden alternden Bevölkerungsgruppe regeln soll. Zum derzeitigen Altersdiskurs als Ordnungskonzept des richtigen Lebens kommen neben jenen Ansprüchen, die das Individuum in die Pflicht nehmen, auch Aufgaben an die Gesellschaft. Deshalb kann Rosenmayr feststellen: „Den Generationen- und Alternsproblemen wurde in der EU noch nicht ausreichend Priorität eingeräumt.“ (ebd., 355) Dass sich einerseits der Mensch an die Welt und ihre Forderungen anpasst und die Gesellschaft andererseits das Individuum dabei unterstützt, sind Voraussetzungen um das Älterwerden zu meistern. Werden diese Versuche, dem Altern zu begegnen, mit Göckenjans Methode analysiert, handelt es sich um den Typ des Alterstrostes. Dem steht die Altersklage gegenüber, welche immer wieder die Ambivalenz des Phänomens unterstreicht. Zusammenfassend mit den Worten Améry:

Das Altern, mit dem das Nicht [...] unserer Existenz sich vorstellt und uns evident wird, ist eine verödete Lebensregion, bar jeden vernünftigen Trostes; man soll sich nichts vormachen. Im Altern werden wir zum weltlosen inneren Sinn reiner Zeit. Als Alternde werden wir unserem Körper fremd und seiner trägen Masse zugleich näher als je zuvor. Wenn wir die Lebenshöhe überschritten haben, verbietet uns die Gesellschaft den Selbstentwurf und wird die Kultur zur Lastkultur, die wir nicht mehr verstehen [...]. (1977, 134)

Das Nichts, dem der Alternde begegnet, ist der Tod. Er zeigt sich ihm ganz anders als dem jungen Menschen: „Es bedarf einer weitläufigen Erfahrung physischen Niedergangs, schwindender Körperkräfte, geschwächten Gedächtnisses, Verfalls und Beschwerlichkeit in allen Formen, wenn der Tod aus einer objektiv unpersönlichen Sache zur Eigentlichkeit werden soll.“ (ebd., 121) Trotzdem entzieht sich der Tod dem Menschen und macht jegliches Nachdenken über ihn unmöglich. Weil es der Tod ist, der die Grenze der Welt des Menschen und somit auch seiner Sprache ist, ist er „Anti-Welt“ (ebd., 112). Das

Sterben hingegen ist noch Teil des Lebens und wird zu der großen Herausforderung des alternden Menschen, dessen physischer, gesellschaftlicher und kultureller Weltverlust ihm die Gewissheit gibt, „daß er ein moribundus ist.“ (ebd., 122):

Im Altern schließlich müssen wir mit dem Sterben leben, skandalöse Zumutung, Demütigung sondergleichen, die wir einstecken, nicht in Demut, sondern als Gede­mütigte. Alle Symptome der unheilbaren Krankheit sind rückführbar auf das unbegreifliche Wirken des Todesvirus, mit dem wir in die Welt treten. (ebd., 134)

Die Altersklage widerspricht der Trost spendenden Hoffnung, das Alter zu bewältigen. Gleichzeitig existiert ohne die Klage über das Alter auch kein Alterstrost. So pendelt die Frage nach dem Alter, in ihrem Versuch das Leben zu regeln, unaufhörlich zwischen diesen beiden Polen.

5. Schlusswort

Die vordergründige Fragestellung dieser Arbeit bezog sich hauptsächlich auf das Phänomen des Alter(n)s und darauf, ob die Rede über das Alter dieses überhaupt einzuholen vermag. Nach der Darstellung der unterschiedlichen Zugänge des Alterslobes und der Altersklage zeigte sich mit Gerd Göckenjans Analyse, dass es sich nicht nur um zwei, sondern um vier unterschiedliche Diskurstypen (Alterslob, Altersschelte, Altersklage, Alterstrost) handelt. In keiner der vier Dimensionen wird das Alter an sich behandelt. Tatsächlich handelt es sich bei den Alterdiskursen um Ordnungskonzepte, die das Leben regeln sollen, indem sie den alternden Menschen zu einem bestimmten Verhalten verpflichten. Somit ist die Rede über das Alter ein Moraldiskurs, der Wertmaßstäbe über richtiges und falsches Handeln aufstellt. Diese Polarisierung erzeugt Stereotype beziehungsweise Altersbilder, die nicht die Wirklichkeit abbilden, sondern bereits Deutungskonzepte sind. Diese Interpretationen über das Alter(n) werden dem alternden Menschen von außen aufgezwungen, wodurch ersichtlich wird, dass es sich bei diesem Phänomen – in Analogie zu der sozialen Geschlechterrolle – nicht um eine rein biologische Tatsache, sondern auch um eine soziale Konstruktion handelt. Silvia Bovenschen bringt dies mit folgender Aussage auf den Punkt: „In dem Blick, den ich nun auf mich selbst richtete, war der der anderen.“ (2010, 126) Das Altern ist unwiderruflich eine natürliche Realität, aber sie wird zugleich von den Wertigkeiten einer Gesellschaft miterschaffen. Das Schicksal des alternden Menschen liegt somit auch in der Hand der Gesellschaft.

Der letzte Teil der Arbeit, der sich mit dem alternden Menschen der Gegenwart beschäftigte, zeigt auf, dass eine Gesellschaft, die auf Fortschritt, Modernität und Profit setzt, keinen Platz für das Alte und Langsame mehr hat. Jugendlichkeit und Schönheit wird unter allen Umständen gefordert. Nicht der Mensch, sondern die Marktwirtschaft zählt. Wer nicht mehr mithalten kann, bringt keinen Nutzen mehr und bleibt auf der Strecke. Die Veränderung der Bevölkerung aufgrund einer sinkenden Geburtenrate und der steigenden Anzahl der alternden Menschen fordern eine Umstrukturierung der Gesellschaft. Die alternden Menschen brauchen weiterhin eine soziale Aufgabe. Das Gefühl, noch gebraucht zu werden, gewährt dem Menschen weiterhin Ziele. Der Mensch ist darauf angewiesen, weiterhin einen Platz und auch Wirkkraft in der Gesellschaft zu erhalten. Dadurch ist er befähigt, sich weiterhin neu zu entwerfen und sein Leben mit Sinn zu füllen, wodurch er länger gesund bleibt und dem Staat weniger zur Last fällt. Die Haltung, die ihm entgegen

gebracht wird, wirkt sich auf sein physisches und psychisches Wohlbefinden aus. Es ist nun also die Aufgabe der Gesellschaft, dem alternden Menschen weiterhin Möglichkeiten zu eröffnen, die sich nicht ausschließlich auf den Alternden als Konsumenten beziehen.

In der vorliegenden Arbeit wurde des Weiteren ersichtlich, dass neben den biologisch bedingten körperlichen Einschränkungen, die im Alter auftreten, und den Begrenzungen, die dem Alternden von der Gesellschaft auferlegt werden, der herannahende Tod und die fehlende Hoffnung auf Zukunft den Menschen beschneiden. „Das Alter lähmt. Das Alter ist zunehmende Zukunftslosigkeit.“ (ebd., 141) Der Alternde sieht keinen Sinn mehr darin, sich neue Ziele zu setzen und hält krampfhaft an seiner zur Gewohnheit erstarrten Vergangenheit fest, die sein gesamtes Sein ausmacht. Veränderungen würden seine Identität leugnen. Bereits im antiken Griechenland hielt Solon es für angebracht, dass auch der alternde Mensch nicht aufhören soll zu lernen: „Trag´ ich auch silbernes Haar, lern´ ich doch immer noch gern.“ (Solon Fragment 18) Diese Einstellung sollte der gegenwärtige Mensch verinnerlichen. Will er sich einen Platz in der Gesellschaft sichern, muss er lernen, sich laufend zu verändern und Neuem gegenüber aufgeschlossen zu sein. Dies gilt auch für den alternden Menschen. Die Widersprüchlichkeiten, die sich daraus für den Alternden ergeben, wurden im Laufe der vorliegenden Arbeit ersichtlich.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass durch die getätigten Untersuchungen vor allem die Vielseitigkeit des Alter(n)s sichtbar wurde. Das Phänomen ist schwer zu fassen, da es von so vielen unterschiedlichen Faktoren abhängig ist. Auf der einen Seite ist das Alter(n) ein biologisches Gesetz, auf der anderen ein individuelles Schicksal. Wie jeder Einzelne seine letzte Lebensphase gestaltet und erlebt, hängt unter anderem von seiner Gesundheit, seinem bisherigen Leben, seiner Persönlichkeit, seinem kulturellen Umfeld, seiner Offenheit und Aufgeschlossenheit, der sozialen Zugehörigkeit, seinen finanziellen Mitteln und auch und vor allem von seinen zwischenmenschlichen Beziehungen ab. Beauvoir gibt zu denken, dass es keine Gewissheit darüber gibt, wie das eigene Alter sein wird: „Man darf dennoch nicht glauben, dass ein reiches, mutiges Leben dank einer ‚immanenten Gerechtigkeit‘ immer durch ein ‚schönes Alter‘ belohnt würde. Physische Leiden, politische und gesellschaftliche Umstände können die späten Jahre eines Menschen verdüstern.“ (2008, 681) Sie rät daher: „Besser ist es, nicht zu viel ans Alter zu denken, sondern ein möglichst engagiertes und möglichst gerechtfertigtes Menschenleben zu leben, an dem man auch dann noch hängt, wenn jede Illusion verloren und die Lebenskraft geschwächt ist.“ (ebd., 708-709) Bei Améry hieß es an einer Stelle sogar, dass

der Mensch durch das Nachdenken über die bereits vergangenen Jahre bereits altert. In diesem Zusammenhang zeigt sich auch, dass die Frage, wann das Alter(n) beginnt, sehr schwer zu beantworten ist. Zumindest wurde das Alter durch die Einführung des staatlich finanzierten Ruhestandes als eigene soziale Lebensphase anerkannt. Der Ruhestand, der ursprünglich als Lösung gegen die Massenarbeitslosigkeit eingeführt wurde, kann jedoch keineswegs als Alterseigentümlichkeit gelten. Améry findet den Beginn des Alter(n)s in dem Moment, da die Gesellschaft dem Menschen jegliche Weiterentwicklung verwehrt. Bobbio bezeichnete die auftretenden Krankheiten an der Schwelle zu seinem achtzigsten Lebensjahr als Kennzeichen des wirklichen Alters. Schließlich und endlich lässt sich der Beginn des Alter(n)s aber nicht eindeutig festlegen.

Um das Phänomen überhaupt zu fassen, wurde mit Rosenmayr vorgeschlagen, das Alter chronologisch in die „Jungalten“, die „Älteren oder Alten im engeren Sinn“ und schließlich die „Hochbetagten“ zu gliedern (vgl. 1996, 189). Weiters empfahl er eine Unterscheidung zwischen biologischem, psychologischem und sozialem Alter. Schließlich ist das Alter(n) ein Prozess: „Altern bedeutet, immer neue Formen des Verhältnisses zu seinem Körper, zu sich selber, zur Umwelt und nicht zuletzt zur eigenen Vergangenheit in der größeren Geschichte zu gewinnen.“ (Rosenmayr 2007, 357) Letztendlich zeigte die Untersuchung, dass das Alter(n) viele Gesichter hat oder – mit den Worten Amérys – sich die Alternden „in vielerlei Verkleidungen zeigen“ (1977, 13). Mit Norberto Bobbio sei hier noch hinzuzufügen, dass es unzählige Möglichkeiten gibt

das Alter zu leben: die passive Hinnahme, die Resignation, die Gleichgültigkeit, die Verkleidungen desjenigen, der sich die Maske der ewigen Jugend aufbürdet, weil er sich hartnäckig weigert, seine Falten und seine schwächer werdenden Kräfte zu sehen, die bewußte Auflehnung gegen das Alter, indem man sich Tag für Tag zwingt, unerschütterlich mit der gewohnten Arbeit weiterzumachen, obwohl dieser mühselige Versuch oft zum Scheitern verurteilt ist, oder, das Gegenteil, die Abkehr von den Alltagsorgen und die Sammlung durch Reflexion oder im Gebet, die Entscheidung, dieses Leben zu führen, als wäre es schon das jenseitige, nachdem man alle weltlichen Bindungen durchtrennt hat. Das Alter ist nicht vom vorhergehenden, übrigen Leben geschieden: es ist die Fortsetzung deiner Jugend, deiner Jahre als junger Mensch, deiner Reifezeit. (1997, 36-37)

Gerade deshalb bezeichnete Beauvoir das Alter(n) als einen normalen anormalen Zustand. Anormal, weil der Mensch sich immer noch aus dem Standpunkt seiner Jugendbeziehungsweise Erwachsenenjahre betrachtet und normal, weil es sich um ein natürliches Gesetz handelt.

Die abschließende Erkenntnis lautet, dass der Mensch gegen das Alter ankämpfen muss. Was zuvor als selbstverständlich galt, muss sich der Alternde nun mühsam erarbeiten. Will er lebendig bleiben – und nicht wie es Améry sagen würde, aus der

Räumlichkeit treten, bevor er aus dem Raum genommen wird – darf er nicht aufhören, sich weiterhin zu entwerfen und ist angehalten, sich immerfort neue Ziele zu setzen. Dass dies möglich sei, war die Überzeugung Rosenmayrs. Er nannte sein Werk bewusst „Schöpferisch Altern“, um zu „betonen, dass viel Schöpferkraft im biologischen Leben selber liegt.“ (2007, 329) Zum Leben aber gehört der Tod unweigerlich dazu. Anstatt ihn zu beklagen, sollte der Mensch ihn ernst nehmen und seine Unausweichlichkeit akzeptieren, denn – so Bobbio: „Wer den Tod ernst nimmt, nimmt auch das Leben ernst, dieses Leben, mein Leben, das einzige Leben, das mir gewährt wurde, auch wenn ich nicht weiß, von wem, und den Grund nicht kenne.“ (1997, 49)

6. Literatur

Améry, Jean: Über das Altern. 4. Auflage. Stuttgart. Verlagsgemeinschaft Ernst Klett 1977.

Anakreon: Gedichte und Fragmente. In: Griechische Lyrik. Übers. u. a. v. Walter Marg. Stuttgart. Reclam 1964.

Aristoteles: Politik. Übers. v. Franz Susemihl. Hg. v. Burghard König. Neuausgabe. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt 1994.

Aristoteles: Kleine naturwissenschaftliche Schriften. Übers. u. Hg. v. Eugen Dönt. Stuttgart. Reclam 1997.

Aristoteles: Rhetorik. Übers. u. hg. v. Gernot Krapinger. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart. Reclam 2007.

Aristoteles: Werke in deutscher Übersetzung. Band 4. Rhetorik. 2. Halbband. Übers. v. Christof Rapp. Hg. v. Hellmut Flashar. Berlin. Akademie Verlag 2002.

Beauvoir, Simone de: Alle Menschen sind sterblich. Übers. v. Eva Rechel-Mertens. 38. Auflage. Hamburg. Rowohlt 2007.

Beauvoir, Simone de: Das Alter. Übers. v. Anjuta Aigner-Dünnwald u. Ruth Henry. 4. Auflage. Hamburg. Rowohlt 2008.

Bernhard, Thomas: Der Schein trügt. Programmbuch Nr. 52. Hg. v. Schauspielhaus Bochum. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1984.

Benn, Gottfried: Altern als Problem für Künstler. Ein Vortrag. Berlin. Alexander Verlag 2006.

Betz, Hans Dieter u. a. (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Band 1. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. Tübingen. Mohr Siebeck 1998.

Bobbio, Norberto: Vom Alter – De senectute. Übers. v. Annette Kopetzki. Berlin. Verlag Klaus Wagenbach 1997.

Bovenschen, Silvia: Älter Werden. Notizen. Limitierte Sonderausgabe. Frankfurt am Main. Fischer Verlag 2010.

Brecht, Berthold: Die unwürdige Greisin und andere Geschichten. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1967.

Cancik, Hubert; Schneider, Helmut (Hg.): Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Band 1. A-Ari. Stuttgart, Weimar. J. B. Metzler Verlag 1996.

Cicero: De senectute. Über das Alter. Lateinisch/ Deutsch. Übers. u. hg. v. Harald Merklin. Stuttgart. Reclam 1998.

Ehmer, Josef: Alter, Arbeit, Ruhestand. Zur Dissoziation von Alter und Arbeit in historischer Perspektive. In: Klingenböck, Ursula; Niederkorn-Bruck, Meta; Scheutz, Martin (Hg.): Alter(n) hat Zukunft. Alterskonzepte. Querschnitte Band 26. Wien. Studien Verlag 2009. S. 114-140.

Euripides: Chor der thebanischen Greise. Drittes Lied. Aus: Herakles. In: Griechische Lyrik. Übers. u. a. v. J. J. Chr. Donner. Stuttgart. Reclam 1964.

Genazino, Wilhelm: Die Liebesblödigkeit. 2. Auflage. München. Deutscher Taschenbuch Verlag 2007.

Göckenjan, Gerd: Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt am Main. Suhrkamp 2000.

- Grimm, Jacob u. Wilhelm: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand. Hg. v. Heinz Rölleke. Stuttgart. Reclam 1980.
- Heidegger, Martin: Sein und Zeit. 19. Auflage. Tübingen. Max Niemeyer Verlag 2006.
- Höffe, Otfried: Medizin ohne Ethik?. Frankfurt am Main. Suhrkamp 2002.
- Homer: Ilias. Übers. v. Raoul Schrott. München. Carl Hanser Verlag 2008.
- Homer: Odyssee. Übers. v. Kurt Steinmann. Zürich. Menasse Verlag 2007.
- Hunger, Herbert: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 7. unveränderte Auflage. Wien. Verlag Brüder Hollinek 1959.
- Kampits, Peter: Jean-Paul Sartre. München. Verlag C. H. Beck 2004.
- Klingenböck, Ursula: „[F]riedlich und heiter ist dann das Alter [?!]“ (Hölderlin, „Abendphantasie“). Literarische Konstruktionen des Alter(n)s. In: Klingenböck, Ursula; Niederkorn-Bruck, Meta; Scheutz, Martin (Hg.): Alter(n) hat Zukunft. Alterskonzepte. Querschnitte Band 26. Wien. Studien Verlag 2009. S. 141-183.
- Liessmann, Konrad Paul: Schandmaulkompetenz. Eine kleine Philosophie des Alters. In: Klingenböck, Ursula; Niederkorn-Bruck, Meta; Scheutz, Martin (Hg.): Alter(n) hat Zukunft. Alterskonzepte. Querschnitte Band 26. Wien. Studien Verlag 2009. S. 18-29.
- Liessmann, Konrad Paul: Schönheit. Wien. Facultas 2009.
- Mitterer, Felix: Sibirien. Ein Monolog. Innsbruck. Haymon-Verlag 1989.
- Mitterer, Felix: Der Panther. Theaterstück. Auftragswerk für das Theater in der Josefstadt, Wien. Innsbruck-Wien. Haymon Verlag 2008.

Niederkorn-Bruck, Meta: Weltalter und Lebensalter. Alter als Chance im Mittelalter. In: Klingenböck, Ursula; Niederkorn-Bruck, Meta; Scheutz, Martin (Hg.): Alter(n) hat Zukunft. Alterskonzepte. Querschnitte Band 26. Wien. Studien Verlag 2009. S. 51-75.

Platon: Der Staat. Übers. u. hg. v. Karl Vretska. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart. Reclam 2000.

Rilke, Rainer Maria: Ausgewählte Gedichte. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1966.

Rosenmayr, Leopold: Älterwerden als Erlebnis. Herausforderung und Erfüllung. Wien. Wiener Journal Zeitschriftenverlag 1988.

Rosenmayr, Leopold; Majce, Gerhard; Kolland, Franz: Jahresringe – Altern gestalten. Sozialwissenschaftliche Forschung aus Österreich. Wien. Verlag Holzhausen 1996.

Rosenmayr, Leopold: Schöpferisch Altern. Eine Philosophie des Lebens. 2. Auflage. Wien. Lit Verlag 2007.

Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Übers. v. Hans Schöneberg u. Traugott König. Hg. v. Traugott König. 14. Auflage. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt Verlag 2008.

Scheutz, Martin: Der unerbittliche Chronos versus Abgeklärtheit, Armut, Erfahrung, Wissen und drittes Alter?. Das hohe Alter in der Neuzeit – Annäherung an ein zukunftsweisendes Thema. In: Klingenböck, Ursula; Niederkorn-Bruck, Meta; Scheutz, Martin (Hg.): Alter(n) hat Zukunft. Alterskonzepte. Querschnitte Band 26. Wien. Studien Verlag 2009. S. 76-113.

Solon: Dichtungen. Sämtliche Fragmente. Übers. v. Eberhard Preime. München. Ernst Heimeran Verlag 1940.

Swift, Jonathan: Gullivers Reisen. Übers. v. Franz Kottenkamp. Frankfurt am Main. Insel Verlag 1974.

Telesko, Werner: Das Alter in kunstgeschichtlicher Perspektive. In: Klingenböck, Ursula; Niederkorn-Bruck, Meta; Scheutz, Martin (Hg.): Alter(n) hat Zukunft. Alterskonzepte. Querschnitte Band 26. Wien. Studien Verlag 2009. S. 233-250.

7. Anhang

7. 1. Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit setzt sich mit dem Phänomen des Alter(n)s auseinander. Dabei soll nicht das biologische, sondern das kulturelle Alter im Mittelpunkt stehen. Dazu wird die Bewertung des Alters, die zu keiner Zeit eindeutig war, genauer betrachtet. Die Wurzel dieser Ambivalenz in Hinblick auf das Alter findet sich bereits in der Antike in den gegensätzlichen Diskursen der Altersklage und des Alterslobes. Im ersten Kapitel werden zunächst der positive Ansatz, das Alterslob also, anhand von Platon und Cicero und anschließend die negative Rede vor allem von Aristoteles näher beleuchtet.

Das zweite Kapitel setzt sich mit der Diskursanalyse Göckenjans auseinander. Gerd Göckenjan analysiert in seinem Werk „Das Alter würdigen“ den Altersdiskurs und macht darauf aufmerksam, dass das polarisierende Konzept Alter nicht Alterswirklichkeit, sondern Deutungskonzept ist. Göckenjan erklärt, dass die Rede über das Alter nicht deskriptiv, sondern normativ ist. Altersdiskurse sind Ordnungskonzepte und sogar die gegensätzlichen Diskurse von Platon und Aristoteles verfolgen dasselbe Ziel – nämlich die richtige Ordnung des Lebens.

Im dritten Kapitel wird der gegenwärtige Diskurs über das Alter erörtert. Die heutige Forderung nach Jugendlichkeit steht für Modernität, Lebendigkeit, Offenheit und Innovation, die als Qualitäten nicht an Altersgruppen festzumachen sind. Im Gegenzug dazu wird Alter zu einer negativ besetzten Erscheinung, die in jedem Lebensalter auftreten kann. Mit dem renommierten Sozialgerontologen Leopold Rosenmayr wird darauf hingewiesen, dass der Gesellschaft eine Alterskultur fehlt, weil die gegenwärtige Konfrontation mit dem Phänomen Alter(n) eine vollkommen neue ist. Langlebigkeit und eine steigende Anzahl der alternden Menschen fordern einerseits eine Umstrukturierung der Gesellschaft und sind andererseits eine neue Herausforderung für jeden Einzelnen. Sich auch noch im hohen Alter selbst zu entwerfen, Ziele zu setzen und sein Leben mit Sinn zu erfüllen, kollidiert mit den biologisch bedingten körperlichen Einschränkungen, den Begrenzungen, die dem Alternden von der Gesellschaft auferlegt werden, dem herannahenden Tod und der fehlenden Hoffnung auf Zukunft.

Mit Jean Améry, Simone de Beauvoir, Norberto Bobbio und anderen soll gezeigt werden, dass das Altern als Prozess viele Gesichter hat und nicht mehr unter einem einzigen Begriff, nämlich dem „Alter“ gefasst werden kann.

7. 2. Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Andrea Karoline Schaffer

Geburtsdatum: 27. 07. 1980

Geburtsort: Wien

Ausbildung

1990 – 1998 Bundesrealgymnasium Polgarstraße, Wien

1999 – 2002 Pädagogische Akademie Ettenreichgasse, Wien
Bereich: Sonderpädagogik

2004 – 2007 Lehrgang Waldorfpädagogik im Zentrum für Kultur und Pädagogik, Wien

2007 – 2010 Eurythmie Intens Ausbildung an der Academy of Living Movement, Wien

seit 2005 Studium der Philosophie an der Universität Wien